# Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 22 — Leipzig, den 1. Juni — 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer



**Inhalt:** Gottes Ruf — Zur Apologetik: 2. Die Auseinandersetzung mit dem Unglauben — Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke (Peter Rosegger) — Die Erfolge des Friedensgedankens in der Gegenwart — Ein Arbeiterparlament — Verschiedenes: Roseggers Aufsatz in unsrer heutigen Nummer; Das Christentum und unsre gesinnungstüchtige Presse; Der zehnte Evangelisch-soziale Kongreß; Xenien, Sprüche und Gedanken; Neue Lieder fürs Volk — Quittung — Anzeigen


## Gottes Ruf

Die Zeit ist erfüllet, und das Reich Gottes ist herbeigekommen. Thut Buße und glaubet an das Evangelium. Mark. 1, 15

Wie sind wir zu unserm Christentum gekommen? Jeder wird darauf eine besondre Antwort haben. Immer neu, immer anders wird sie lauten. Zweierlei wird sich herausstellen. Einmal, daß man unter Christentum etwas sehr Verschiednes versteht, bald etwas sehr Oberflächliches, bald etwas sehr Ernstes, bald Etwas, wozu man kommt, man weiß selber nicht wie, bald Etwas, das einen tiefen Einschnitt ins ganze Leben macht und es vollständig umwandelt. Zum andern: Gott führt seine Menschenkinder sehr mannigfache Wege. Es giebt kein vorschriftsmäßiges Christentum, kein Reglement, nach dem Alle ohne Unterschied zu Christen hergerichtet würden. Unser Herrgott behandelt Jeden nach seiner Eigenart und weiß bald so, bald ganz anders die Herzen zu führen. Dennoch bekennen wir alle: Gott hat mich durch das Evangelium berufen.

Wie ist Jesus zu seinen Jüngern gekommen? Er hat sie von ihren Fischernetzen und Zollbuden, von ihren Schafhürden und hinter ihrem Pfluge weggerufen und sie an sich gefesselt. „Komm und folge mir nach!“ rief er bald dem, bald jenem zu, wenn er einen sah, der ihm gefiel, der ihm den Eindruck machte, daß etwas Tüchtiges in ihm stecke. Und sie haben ihm gehorcht, haben um seinetwillen Alles im Stich gelassen, was ihnen lieb und teuer war. Wie kam das? Hat er in dem Augenblick, wo sein Ruf an sie erging, sie geheimnisvoll bezaubert, ihren Willen mit einem wunderbaren Banne belegt, daß sie thun mußten, was er befahl?

Nun, als er sie rief, hatte er schon begonnen mit seiner öffentlichen Wirksamkeit. Sie hörten seine Rede, so schlicht, so einfach und doch so gewaltig, so herzandringend, so neu, so unerhört und doch ihrem innersten Gewissen als die ewige Wahrheit sich bekundend. Ihn selber sahen sie, und so oft sie ihn sahen, wurden sie gefaßt von seinem Anblick, von der Macht dieses unscheinbaren Mannes. Stunden, Tage lang blieben sie bei ihm, bis sie überhaupt nicht wieder von ihm los konnten. Sein Ruf brachte nur die letzte Entscheidung, brachte es nur an den Tag, daß sie innerlich längst an ihn gebunden waren. Sie brachen mit ihrer Vergangenheit und folgten ihm nach.

Das Evangelium macht uns zu Christen, die frohe Botschaft, daß Liebe die Welt regiert, daß Liebe der Ursprung aller Dinge ist, die eigentliche Lösung aller Rätsel und Geheimnisse, die rechte Antwort auf die tiefsten Fragen des Menschenherzens, das wahre Glück, danach es sich sehnt, darin allein es seinen Frieden findet, das letzte höchste Ziel, auf das alles Streben und Hoffen und Mühen der Menschheit hinausgehen muß. Die vier schlichten Worte: „Vater“ und „Kind,“ „Bruder“ und „Schwester,“ die der Unmündigste versteht und der Weiseste nicht ausdenkt, die begreifen, die innerlich erfassen, die sich wirklich zu eigen machen, in denen den Inbegriff aller Wahrheit, den Quell alles Lebens und Heils erkennen, das und das allein giebt uns das Recht auf den Christennamen. Nur aus dem Munde Jesu hören wir diese Worte recht, hören wir sie so, daß sie uns das innerste Herz bezwingen, daß wir die Fülle und Tiefe ahnen, die in ihnen liegt. In ihm sehen wir sie verkörpert, in Fleisch und Blut verwandelt, die Vaterliebe Gottes, die helfende, rettende, erbarmungsvolle, aufopfernde, unbesiegbare, allgewaltige, die Kindesliebe auch, die dankbare, hingebende, schrankenlos vertrauende, bis in die Schrecken des Todes unbedingt gehorsame, die Bruderliebe endlich, die uneigennützige, selbstverleugnende, freudig dienende, Alles verzeihende, Alles versöhnende. Er ist selbst das lebendige, menschgewordne Evangelium.

Aber vernehmen wir nicht auch sonst die Stimme des Unsichtbaren? Hören wir sie nicht heraus aus dem Wehen des Frühlings, wie aus dem Toben des Gewittersturmes? Redet nicht Gott zu uns durch die sommerliche Pracht, die jetzt wieder auf allen Seiten uns umgiebt? Spricht er nicht zu uns durch die mancherlei Wechselfälle unsers Lebens, durch das Glück, das er uns ins Haus schickt, wie durch das Kreuz, das er uns auferlegt? Und was das eigne Gewissen mahnend, warnend und strafend tief in verschwiegner Brust uns sagt, ists nicht auch wieder der Mund Gottes, dessen ernsten, eindringlichen Zuspruch wir daraus vernehmen? O gewiß, und wohl uns, wenn wir ein offnes Ohr dafür haben! Wohl uns, wenn wir wirklich verstehen, wie Gott es meint, und es zu Herzen nehmen! Aber daß wir überhaupt das können, daß wir sie recht zu deuten wissen, diese Sprache des Ewigen, das hat doch Niemand anders als Jesus uns gelehrt. Sein Evangelium ist uns der Schlüssel für die Zeichensprache des verborgnen Gottes. Auch der Heide vernimmt die Stimme der Gottheit aus dem Weben und Walten der Natur, dem freundlichen und furchtbaren, dem schaffenden und zerstörenden, er hört sie heraus auch aus den Fügungen des Schicksals und der Unruhe des eignen Gewissens. Aber sie klingt ihm doch ganz anders, er faßt sie in ganz andre Worte, giebt ihr einen ganz andern Sinn, als wir, die Christen, die Jünger Jesu es thun. Ueberall, wo wir den Odem der Nähe Gottes spüren und die Sprache seines Mundes hören, da ists der Gott Jesu Christi, der Gott der Gnade und Treue, der uns entgegen tritt, auch aus allem Herben, Schlimmen und Schrecklichen, das uns vorkommt. Ueberall ist es das Evangelium, das wir vernehmen, die frohe Botschaft von der allmächtigen Liebe, die im Himmel auf dem Throne sitzt und die Erde sich erobern will, das Wort von Vater und Kind, von Bruder und Schwester.

Immer wieder, in immer neuer Gestalt und Weise ergeht der Ruf Gottes an uns. Jeder Blick in die Bibel, ins Gesangbuch hinein müßte uns ein Verkehr sein mit Gott, eine Zwiesprache zwischen ihm und unsrer Seele. So oft der eherne Mund der Glocken über die Häuser der Gemeinde hinruft, sollte es

uns wie ein Gottesruf sein: Kommt und höret mein Wort! Mehr noch, jedes gute Wort aus Menschenmunde, jede brave That, von Menschenhand vollbracht, soll uns eine Mahnung an Gott werden, den Urquell alles Guten. Und nun die guten und die bösen Stunden des Menschenlebens, die Segnungen und Wohlthaten Gottes, seine Heimsuchungen und Gerichte! Ja, wie gütig und freundlich, wie ernst und streng, wie herzerschütternd weiß Gott zu seinen Menschenkindern zu reden, sie an sich zu erinnern, sie zu sich zu rufen! Auch wenn wir längst auf seinen Ruf gehört haben, Ernst gemacht haben mit unserm Christentum, hört er nicht auf, von neuem zu rufen. Denn es steht doch so: wir sind Christen, und ob wir noch so gut und treu sind, wir sollens doch noch werden. Wir sind Kinder Gottes, und ob wir längst Etwas davon wissen, was wir an dem Vater im Himmel haben, wir lernen es niemals aus, was dieser Name Vater für uns und unser Leben zu bedeuten hat.

Wollen wir dem Rufe Gottes folgen?

Manche sehen das als eine Art Aufopferung, als eine verdienstliche, aber unliebsame Leistung an. Sie glauben in der That, das Christentum versaure uns das Leben, es sei ein finstres, trübseliges Wesen, das mit rechter Lebensfreude, mit einem kraftvollen Erfassen des Lebens sich nicht vertrage. Wer hat doch nur diesen traurigen Aberglauben aufgebracht? Wer trägt die Schuld, daß er aus den Köpfen nicht heraus will? Das Gegenteil ist die Wahrheit. Wenn es Etwas giebt, das uns ein fröhliches Herz schafft, das uns Sonnenschein hineinbringt in unser Haus und Leben, dann ist es unser Christenglaube. Wo ist das Zaubermittel, danach man einst so eifrig gesucht hat, jenes Wunderwasser, das Alles in Gold verwandelt, was man damit zusammenbringt? Es ist die Gewißheit: Alles, auch das Kleinste und Geringste, ist eine Gabe von oben, ein Geschenk aus Gottes Hand. Wo ist der Jungbrunnen, von dem die Märchen sagen, der die erschlaffende Kraft wieder neu belebt und Greise wieder in Jünglinge verwandelt? Es ist die Zuversicht: der Allmächtige ist an unsrer Seite und hilft uns hindurch durch jede Schwierigkeit. Wo ist die Arznei für alle Schmerzen und Krankheit, jenes Universalmittel, das alle Schäden heilt? Wie oft noch wird ein solches angepriesen, und immer wieder sieht man sich bitter enttäuscht. Hier haben wir den Trost für alle Armen und Kranken und Elenden: Gott legt uns eine Last auf, er hilft uns auch tragen. Und denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Unser Glaube macht uns die Welt erst zu einer rechten Heimat. Unser Glaube giebt uns ein freies Gewissen und einen frohen Sinn. Unser Glaube zeigt uns, wie viel wir machen können aus unserm Leben. Unser Glaube lehrt uns erst, was das Wort Glück eigentlich bedeutet.

Wir wollen dem Rufe Gottes folgen und immer wieder folgen. Er macht uns das Leben erst des Lebens wert.

Dörries

---

## Zur Apologetik

### 2. Die Auseinandersetzung mit dem Unglauben

Wie ist nun eine solche Apologie im Einzelnen zu gestalten?

Hier müssen wir zunächst eine Vorfrage erledigen, nämlich die, was das für ein christlicher Glaube ist, um dessen Apologie es sich handelt. Beides dürfte nämlich notorisch sein, sowohl dies, daß unter christlichem Glauben heute gar Verschiednes verstanden wird, wie auch, daß eine Apologie allemal bedingt ist durch Wesen und Art dessen, das sie vertritt.

Der christliche Glaube, den ich vertrete, ist der Christusglaube, der geschichtlich bedingt ist, das heißt mit der Realität einer bestimmten Geschichte steht oder fällt, und zwar einer Geschichte, die voll ist dessen, das wir als das Uebernatürliche zu bezeichnen pflegen. Es giebt eine Auffassung des christlichen Glaubens, die von einer geschichtlichen Bedingtheit desselben nichts weiß und alles Uebernatürliche ablehnt. Das ist die Christentumsauffassung des alten reinen Liberalismus. Zwar haben in neuerer Zeit einige seiner Vertreter, angekränkelt von Ritschl, ihre Lehre mit historischen Momenten versetzt, wofür dann wieder ursprüngliche Schüler Ritschls sich ihrerseits dem reinen Liberalismus genähert haben. Z. B. die, die es für gleichgiltig erklären, ob das Christusbild ein Realbild oder ein Idealbild ist, und die „bis in die Gegenwart hineinreichende Thatsache der Wirksamkeit dieses Lebensbildes“ (nebenbei bemerkt: eine „Thatsache,“ die als solche nur in ihrer Phantasie existirt) für die „geschichtliche Wurzel“ des Christentums halten.*) Aber das ist nur das in der Geschichte übliche Schwanken. Auch heute noch existirt der alte reine Liberalismus, und er wird auch nach meiner Ueberzeugung nicht so bald zu existiren aufhören. Mit den Vertretern dieses Liberalismus kann ich über den christlichen Glauben diskutiren. Was sie für den christlichen Glauben halten, halte ich für das Produkt einer Vermischung von Christentum und moderner Weltanschauung, in der diese jenes mächtig geworden ist. Aber mit ihnen über Apologie zu diskutiren, hätte keinen Sinn. Ich selbst würde, was ich für Wesensstücke der Apologie halte, von ihrem Standpunkt aus als Ungehörigkeiten taxiren. Anders steht es bei denen, die das Christentum irgendwie für geschichtlich bedingt halten, sei es auch nur, daß sie es auf das „innere Leben“ Jesu stützen, sofern sie nämlich alles Gewicht darauf legen, daß ein solcher Mensch in der Geschichte wirklich gelebt hat, wie bei denen, die irgendwie Wunder in der Christusgeschichte finden, wenn auch als Etwas, wovon man nur privatissime, etwa unter vier Augen reden darf. Mit diesen kann ich über Apologie diskutiren, und zu ihnen gehört auch heute noch Foerster, ob er auch einem Versinken in den geschichtslosen Liberalismus nahe gekommen ist.

Wer in den geistigen Strömungen des modernen Lebens seinen christlichen Glauben verantworten will, der hat eine zweifache Aufgabe. Er hat sich auseinanderzusetzen mit den gegen den christlichen Glauben gerichteten geistigen Strömungen der Gegenwart und danach klarzustellen, worauf sein christlicher Glaube, seine Gewißheit dieses Glaubens beruht.

Zunächst das Erste, die Auseinandersetzung mit den geistigen Strömungen der Gegenwart. Um Auseinandersetzung handelt es sich, nicht um einen Kompromiß, weder um ein Zugeständnis von unsrer, noch um eine Zustimmung zu unsrer Glaubensposition von andrer Seite. Es gilt lediglich klarzustellen, daß alle angeblich wissenschaftlich begründeten Widersprüche gegen den christlichen Glauben thatsächlich auf Wahn beruhen. Sehen wir näher zu, so stoßen wir hier auf einen zweifachen Gegensatz. Erstens darauf, daß der christlichen Weltanschauung andre Weltanschauungen gegenübertreten mit dem Anspruch, im Unterschiede von dem christlichen Glauben wissenschaftlich begründete Anschauungen zu sein, und zweitens auf die Behauptung, daß unser modernes Wissen solches enthalte, das den christlichen Glauben als illusorisch erweise. Dem gegenüber ist es die Aufgabe der Apologie, das Eine wie das Andre aufzuzeigen als die Wahnvorstellung, die es thatsächlich ist.

Was nun jenes angeht, die richtige Charakterisirung aller Weltanschauungen, so habe ich, wie ich dankbar bekenne, Wertvolles gelernt aus den in den Kreisen dieses Blattes nicht unbekannten Schriften meines Bruders; ich bin mit ihm zurückgegangen zu Kant und habe dankbar zu dessen Füßen gesessen. Freilich nicht zu dem Kant, den uns kürzlich Professor Paulsen in seinem interessanten Buch über Kant geschildert hat, nicht zu dem Metaphysiker Kant, der als solcher in die Reihe andrer tüchtiger Philosophen herabsinkt, sondern zu dem sie alle überragenden Kant, der uns die Grenzen unsers Wissens aufgezeigt hat und damit in die Reihe der führenden Geister der Menschheit eingetreten ist, und das heißt doch wohl dem wirklichen Kant. Denn dessen Größe steckt ebensowenig in der Metaphysik, wie die Größe Luthers in der Scholastik. Aber die Kantfrage, die als solche außerhalb des hier zu Erörternden liegt, lasse ich fahren und betone den Fortschritt, den wir in der Erkenntnislehre dem Bahnbrechenden in Kant verdanken, mag er selbst seine Entdeckung klar durchgeführt

---

*) Ein Vertreter dieser Auffassung ist mir nicht bekannt. Was Foerster an den zitirten Stellen will, ist doch mehr der Beleuchtung einer verschiednen Gedankenrichtung gewidmet, als daß es einen so extremen Standpunkt festlegen soll. D H

haben oder nicht. Dieser große Fortschritt liegt darin, daß wir gelernt haben, scharf zu scheiden zwischen theoretischem und praktischem Erkennen, und daß klar gestellt worden ist, wie sich das theoretische Erkennen auf die Welt der Erscheinungen beschränkt. Ich habe die Ueberzeugung, daß damit ein Fortschritt im geistigen Leben erreicht ist, der wohl zu Zeiten verdunkelt, aber nicht wieder verloren gehen kann. Wer über den Wechsel im Ueberwiegen bestimmter Geistesrichtungen geschichtlich orientirt ist und ein Auge hat für die Bedeutung der allzeit vorhandnen Differenz der psychischen Dispositionen, wird nicht befremdet werden, wenn er zu Zeiten den wirklichen Kant in den Hintergrund gedrängt sieht, oder wenn er gewahrt, daß zu keiner Zeit Alle ihm zustimmen. Weder das Eine noch das Andre kann den, dem einmal durch Kant der Star gestochen ist, daran irre machen, daß sowohl die Scheidung zwischen theoretischem und praktischem Erkennen, wie auch die Beschränkung des Erstern auf die Welt der Erscheinungen dem wirklichen Stand der Dinge entspricht. Es ist einfach so. Daß das zur Erkenntnis gekommen ist und sich durch Verdunkelungen hindurch immer wieder durchsetzt, ist ein großer Fortschritt; es bedeutet eine wertvolle Klärung im Verständnis des menschlichen Geisteslebens überhaupt, ganz abgesehen davon, ob das dem Glauben oder dem Unglauben dient.

Von dieser Klärung, meine ich, haben wir Gebrauch zu machen in der Apologie. Nämlich da, wo es sich um die Beleuchtung angeblich wissenschaftlich begründeter Weltanschauungen handelt. Auf Grund und in Kraft dieser Klärung ist der Nachweis zu führen, daß keinerlei Weltanschauung je ein reines Produkt unsers Wissens ist oder überhaupt sein kann, daß es sich vielmehr bei jeder um eine, ob auch an objektive Thatsachen anknüpfende, so doch subjektiv bedingte, von der Individualität beeinflußte Deutung der Wirklichkeit handelt. Und das dient uns. Wie einst die von religiösen Fragen unabhängige Wiederbelebung der alten Sprachen dem bessern Verständnis des Evangeliums diente, so dient dieser Fortschritt in der Erkenntnis des geistigen Lebens einem bessern Verständnis, um was es sich beim Glauben handelt. Es wird der thörichten, aber weit verbreiteten Meinung, daß im Kampfe zwischen christlichem Glauben und moderner Weltanschauung Glaube und Wissen mit einander streiten, die Basis entzogen und klar gestellt, daß es sich hier um einen Kampf zwischen Glauben und Glauben, Gottesglauben und Weltglauben handelt. Foerster sieht zwar darin keinen Vorteil für den, der den christlichen Glauben vertritt. Aber er würde nicht so geurteilt haben, hätte er wie meine Generation die siebziger Jahre geistig mit durchlebt und so im vollen Umfang den Unfug kennen gelernt, der damals mit der These von der Ueberwindung des christlichen Glaubens durch das moderne Wissen getrieben wurde — ein Unfug, der noch heute keineswegs überwunden ist. Immerhin verstehe ich, daß ein Jüngerer unter der Einwirkung der inzwischen eingetretnen Ernüchterung leichter die Bedeutung dieser These der Halbbildung unterschätzt, leichter übersieht, wie sie auch heute noch in vielen Köpfen spukt, und welche Rolle dabei der Wahn von einer wissenschaftlich begründeten Weltanschauung spielt. Wo aber jene These noch die Geister bannt, da ist der christliche Glaube von vornherein ausgeschlossen. Denn was als überwundner Irrtum gilt, das existirt nicht einmal mehr als Frage.

Aber freilich mit dem Nachweis, daß es eine rein wissenschaftliche Weltanschauung nicht giebt, ist keineswegs schon Alles gethan. Denn jene These von der Ueberwindung des christlichen Glaubens durch das moderne Wissen erhält sich trotzdem, gestützt auf die andre Behauptung, daß unser modernes Wissen jedenfalls Dinge enthalte, die den christlichen Glauben als illusorisch erweisen. Der Apologet hat also ferner diese Behauptung in ihren Schein aufzulösen. Er kann das nur, indem er das moderne Wissen selbst ins Auge faßt und jene Behauptung kritisch prüft.

Man kann und darf sich einer solchen Prüfung nicht entziehen durch den Hinweis darauf, daß der Glaube eben als Glaube es mit ganz andern Dingen als mit der Welt der Erscheinungen zu thun habe, diese aber und nur diese die Domäne des Wissens sei. Denn der christliche Glaube, um den es sich hier handelt, ruht auf einer Geschichte und ist durch die Thatsächlichkeit einer Geschichte bedingt, die sich in der Welt der Erscheinungen zugetragen hat. Dadurch ragt der christliche Glaube mit seinem Bestand hinein in das Gebiet des Wissens, und daraus erwächst die Möglichkeit eines Konflikts zwischen ihm und dem Wissen. Ebenso wenig aber darf man jenen Nachweis zu umgehen suchen durch die Behauptung, was nach unserm Wissen ein Irrtum sei, könne trotzdem für den Glauben Wahrheit bleiben. Derselbe Vorgang kann vom Wissen und vom Glauben sehr verschieden verstanden werden, aber er selbst trug sich entweder zu oder nicht. Es ist nicht Beides möglich. Um das an einem öfter gebrauchten Beispiel zu illustriren: das Herunterfallen eines Ziegels, durch den ein Mensch erschlagen wurde, wird vom Wissen als ein notwendiger, berechenbarer Naturvorgang, vom Glauben dagegen als eine göttliche Fügung verstanden, aber der Ziegel ist nicht Beides: gefallen und nicht gefallen. Es giebt eben nur eine Wahrheit. Wo Glaube und Wissen einen Vorgang setzen und leugnen, bleibt nur ein Entweder-Oder: entweder ist der Glaube in einem Wahn befangen, oder das vermeintliche Wissen beruht auf Täuschung.

Von zwei Seiten tritt uns die Behauptung entgegen, daß unser christlicher Glaube durch das, was wir Modernen wirklich wissen, ausgeschlossen sei: von seiten der Naturwissenschaft und von seiten der Geschichtswissenschaft. Beidemale handelt es sich selbstverständlich um die Geschichte, die Quelle und Fundament unsers Glaubens ist, und beidemale ist es das Wunderbare, das Uebernatürliche in ihr, das den Widerspruch hervorruft. Die Naturwissenschaft hält der biblischen Christusüberlieferung die Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze entgegen, die Geschichtswissenschaft behauptet, daß jene Ueberlieferung unhistorisch sei.

Zunächst das Erste. Fast scheint es, daß Foerster von einer Erörterung des Verhältnisses von Naturgesetz und Wunder in einer Apologie des christlichen Glaubens nichts hält. Es giebt nicht Wenige, die so denken. Auch unter denen, die Wunder nicht schlechthin leugnen. Eine solche Erörterung ist aber in der Apologie nicht nur nicht überflüssig, sondern unentbehrlich. Aber sie will richtig verstanden und richtig angefaßt sein. Daß Wunder nicht Gegenstand des Wissens sind, steht mir so fest wir Irgendeinem. Daß die Wirklichkeit eines Wunders nur unter gewissen subjektiven Bedingungen erfaßt werden könne, wie gelegentlich zu hören ist, halte ich für richtig; so lehre ich selbst. Aber weder von dem Einen noch dem Andern wird das berührt, um das es sich hier handelt. Hier handelt es sich nicht darum, ob Wunder wißbar sind oder nicht, nicht darum, wie die Wirklichkeit eines Wunders erfaßt werden kann, sondern um die auf allen Gassen gepredigte Lehre von der Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze. Und zwar einer so verstandnen, daß nie Etwas geschehn sei oder geschehn könne, das nicht den sogenannten Naturgesetzen entspräche. Das wird als ein Ergebnis unsers Wissens behauptet. Was aber Sache des Wissens ist, läßt sich allgemein diskutiren. Und zu diskutiren ist diese Wissensbehauptung in einer Apologie des christlichen Glaubens einfach deshalb, weil mit der Richtigkeit dieser Behauptung der christliche Glaube fällt. Ist nie Etwas geschehn, konnte nie Etwas geschehn, das dem natürlichen Laufe der Dinge widersprach, dann ist die ganze Christusgeschichte, auf der der Glaube ruht, Phantasie, und wenn Einer glaubt, eine subjektive Organisation zu besitzen, durch die er trotzdem ihre Wunder als wirklich erfaßt, so ist das nichts als eine Illusion.

Aber die Behauptung ist nicht richtig. Laßt uns doch im Lichte wandeln und nicht in Dämmerung. Dann zergeht in Dunst, was so zuversichtlich als Wissensbehauptung auftrat. Jene Behauptung einer das Wunder von vornherein ausschließenden Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze erweist sich dann als das, was sie in Wahrheit ist, als ein Dogma des Weltglaubens, das zu stande gekommen ist, indem seine Vertreter die Grenze des wirklich Wißbaren überschritten haben. Die naturgesetzliche Ordnung des Weltganzen, die die Grundlage aller Naturerkenntnis ist, und mit der wir alle täglich als mit etwas Selbstverständlichem rechnen, wird dabei nicht angetastet. Ich habe das in der diese Diskussion veranlassenden Schrift näher ausgeführt. Hier handelt es sich mir um Feststellung und Begründung dessen, daß ein-

derartiger Nachweis in der Apologie des christlichen Glaubens zu führen ist, um den von der Naturwissenschaft gegen ihn erhobnen Widerspruch in seiner Haltlosigkeit aufzudecken.

Damit aber, daß die Behauptung der Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze in dem oben näher bezeichneten Sinne als falsch erwiesen wird, ist nun in keiner Weise der Nachweis geliefert, daß Wunder geschehen sind. Das ist vielmehr eine geschichtliche Frage. Hier setzt der Widerspruch seitens der Geschichtswissenschaft ein, indem sie behauptet, eine von Wundern durchsetzte Geschichte, also auch die biblische Christusgeschichte, sei unhistorisch. Auch diese Behauptung ist in einer Apologie angemessen zu werten. Foerster scheint ihr zuzustimmen. Wunder seien eben nicht „berichtbar," sagt er. Jene Behauptung sei nicht (wie ich sage) ein Ergebnis naturalistischer Befangenheit der Historiker; sie sei vielmehr „die zwingende Konsequenz der historischen Methode." Dem hätten wir uns einfach zu fügen und „das apologetische Verfahren, das den »geschichtlichen Christus« ins Feld führt, aufzugeben." Wohlgemerkt, das sagt derselbe, der andrerseits an dem Jesus Christus der Evangelien festhält, dessen eigner Glaube schließlich von der wunderdurchsetzten Geschichte dieses Jesus lebt. Er hilft sich mit der These Ritschls: „Unsern Herrn Jesum Christum kann man nicht darauf ansehen, zu einem Lebensbilde zu sitzen," einer These, der ich — wie hoffentlich auch Foerster, aus tiefer greifenden Gründen, als weil Wunder nicht berichtbar sind — vollkommen zustimme. Aber wenn Foerster meint, damit diese Frage erledigt zu haben, so täuscht er sich. Mit dieser These sind wir nicht abzuspeisen, die wir unsern Glauben durch die Geschichte, deren Inhalt Christus ist, bedingt wissen. Foerster unterschätzt unsern Wahrheitssinn und unser Wirklichkeitsbedürfnis. Was er empfiehlt, ist wieder Dämmerung: wir brauchen aber klare und reine Erkenntnis rücksichtlich des Fundaments und der Lebensquelle unsers Glaubens. Eine Apologie, die solche nicht zu geben weiß (das wird hoffentlich nicht dahin mißverstanden, als meinte ich, die göttlichen Geheimnisse selbst könnten einleuchtend gemacht werden für den menschlichen Verstand), eine solche Apologie taugt nicht. Sie mag den Stachel jener These, der christliche Glaube sei von dem Wissen als Illusion enthüllt, abstumpfen, aber damit ist es nicht gethan, es muß ihr der Stachel ausgebrochen werden.

Dazu ist nun auch das Zeug durchaus vorhanden, und deshalb ist eine Apologie, wie wir sie brauchen, möglich. Bei Foerster selbst schimmert aus der Tiefe durch, worin die Lösung liegt, aber es hat nicht die Kraft, sich zur Klarheit durchzuringen. Die Lösung der vorliegenden Schwierigkeiten hat einzusetzen bei einer Erörterung des Begriffs „geschichtlich." Es wird vielfach übersehen, daß er in doppelter Bedeutung vorkommt. Wir reden von dem geschichtlichen Christus und meinen damit den Christus, der wirklich in der Geschichte gelebt hat. Auf welchem Wege oder mit welchen Mitteln er erkannt wird, liegt dabei ganz außerhalb unsers Interesses; unser Interesse konzentrirt sich auf die Wirklichkeit seiner Existenz, wie sie sich vollzog in den Tagen des Augustus und Tiberius. Foerster will das „geschichtlich" straff gefaßt wissen und versteht darunter, „was sich nach den Analogien sonstigen geschichtlichen Geschehens mittels der überall angewandten Methode als wirklich ergiebt." Die Differenz liegt darin: das eine mal ist geschichtlich = wirklich, das andre mal = nach Analogie sonstigen Geschehens mittels gewöhnlicher Methode erkennbar. Nichts liegt uns ferner, als im letztbezeichneten Sinne des Wortes von einem geschichtlichen Christus und von unserm Glauben als einem geschichtlich bedingten zu reden. Im Gegenteil, nur weil Christus außerhalb der Analogie alles sonstigen Geschehens steht, ist er uns das, was er uns ist; ich unterschreibe durchaus das Wort Foersters, „daß das Leben Jesu kein Gegenstand der rein historischen Forschung ist," sofern historisch eben in jenem „straffen" Sinne verstanden wird. Den Schein, als könnte Jesus Christus nach Analogie sonstigen Geschehens erkannt werden, wünsche ich ja gerade als eine den Glauben gefährdende Thorheit nach besten Kräften zu zerstören. Wenn aber Foerster zu dem Zwecke vorschlägt, einfach auf den Gebrauch des Ausdrucks „geschichtlich" zu verzichten, überhaupt nicht von dem „geschichtlichen" Christus zu reden, so ist der Vorschlag unannehmbar. Weshalb? Weil die Bedeutung von „geschichtlich" = „im Lauf der Dinge wirklich gewesen" die Grund- und Urbedeutung des Wortes ist, und das so sehr, daß sie sich unwillkürlich auch da immer wieder einstellt, wo das Wort in dem von Foerster als straff bezeichneten Sinn gemeint ist: Etwas, das keines Nachweises bedarf. Der Verzicht auf das Wort „geschichtlich" wäre also für uns Verrat an der Wahrheit. Was wir können, ist nur dies, daß wir immer wieder die rechte Bedeutung des Begriffs klarstellen.

Wir dürfen auf den Gebrauch des Wortes „geschichtlich" um so weniger verzichten, als trotz jener Ablehnung des geschichtlich im straffen Sinn für das Ganze doch eben dieses geschichtlich im straffen Sinn für einen Teil der Christusfrage mehr oder weniger in Kraft bleibt, nämlich soweit es sich bei Erörterung der Christusfrage um die Beurteilung der Quellen und Feststellung ihres Ergebnisses, kurz um das handelt, was dem Gebiet der sozusagen äußern historischen Gründe angehört; hier fordern auch wir die Feststellung nach Analogie des sonstigen Geschehens mittels der gewohnten Methode. Doch darauf komme ich in einem spätern Zusammenhange zurück.

Also statt auf das Wort „geschichtlich" zu verzichten, ist es vielmehr die Aufgabe der Apologie, auf die Doppelbedeutung dieses Wortes hinzuweisen und klar zu stellen, in welchem Sinne wir das Wort geschichtlich meinen; den Nachweis zu führen, daß die Behauptung, die überlieferte Christusgeschichte sei ungeschichtlich, sich nicht auf die Unzuverlässigkeit der Berichterstattung, auf die Mangelhaftigkeit der Quellen stützt, sondern eben darauf, daß das, was sie berichten, außerhalb der Analogie alles sonstigen Geschehens liegt, mithin den circulus vitiosus*) aufzuzeigen, der in jener Behauptung steckt, und damit den wahren Grund des Widerspruchs da aufzuzeigen, wo er wirklich liegt, nämlich in der naturalistischen Befangenheit dieser Historiker.

Ich stelle das aber noch ein wenig mehr klar, damit ich nicht mißverstanden werde. Sofern von den Vertretern der Geschichtswissenschaft gesagt wird: der Historiker hat nur zu erzählen, „was er weiß;" „wißbar" ist nur das, was nach Analogie alles sonstigen Geschehens nach gewohnter Methode erkennbar ist; was in dieser Christusgeschichte vorliegt, widerspricht allem sonstigen Geschehen, und zwar nicht nur das äußere, auch das innere Leben dieses Mannes, wie es von den Evangelien berichtet wird; um dieses seines Charakters willen entzieht sich seine Person und seine Geschichte meinem historischen Erkennen; ich, der Historiker, weiß von diesem Jesus nur zu sagen, daß höchstwahrscheinlich einmal ein Jesus gelebt hat, daß wenigstens nicht sehr lange nach seinem Tode von ihm ein inneres wie ein äußeres Leben berichtet worden ist, das aller sonstigen Analogie widerspricht; ich weiß auch, daß von diesem Jesus gewaltige Wirkungen in der Geschichte der Menschheit ausgegangen sind, aber ob es wirklich mit seiner Person und seiner Geschichte anders bestellt gewesen ist als mit allem Andern, oder ob wir es auch hier wie sonst wohl mit sagenreicher Idealisirung eines bedeutenden Mannes zu thun haben, das muß ich, der Historiker, dahingestellt sein lassen; „das Leben Jesu ist kein Gegenstand der rein historischen Forschung" — — wenn so oder dem ähnlich gesagt wird, so ist darauf einfach Nichts zu erwidern. Das Alles ist richtig. Gegen einen Historiker, der so redet, den Vorwurf des Naturalismus zu erheben, wäre Thorheit. Aber so reden die Vertreter der Geschichtswissenschaft eben nicht, von denen der landläufig gehörte Widerspruch der Geschichtswissenschaft gegen die überlieferte Christusgeschichte ausgeht. Da heißt es vielmehr: ich, der Historiker, weiß, daß diese Christusgeschichte Sage, nicht Wirklichkeit ist; ich vertrete damit die Erkenntnis meiner Wissenschaft. Das sind die Historiker, gegen die ich den Vorwurf erhebe, daß sie die Grenzen ihres Könnens überschreiten, und daß Quell und Fundament ihrer Weisheit nichts Andres ist als — Naturalismus. Ihre Behauptung ist es, woran die Apologie nicht schweigend vorübergehen darf. Jene Ablehnung des besonnenen Historikers kann ganz dahingestellt bleiben, aber diese Behauptung der erwiesenen Ungeschichtlichkeit der überlieferten Christusgeschichte ist in ihrer Halt- und Grundlosigkeit aufzudecken. Eine Apologie, die

*) Trugschluß.

wirklich ausrichten will, was ihr obliegt, hat klarzustellen, daß die Geschichtswissenschaft so wenig wie die Naturwissenschaft einen wissenschaftlich begründeten Widerspruch gegen den christlichen Glauben geltend zu machen hat, es sich vielmehr beide male um den Widerspruch eines dem christlichen Glauben diametral gegenüberstehenden Glaubens handelt.

Damit habe ich umschrieben, worin die Auseinandersetzung zu bestehen hat, die den ersten Teil einer Verantwortung des christlichen Glaubens ausmacht.

Ehe ich aber zur zweiten Hälfte übergehe, nämlich zu zeigen, was zur eigentlichen Verantwortung des Glaubens selbst zu geschehen hat, wende ich mich kurz zu dem Trumpfe, den Foerster gegen meine Art der Argumentation ausgespielt hat, indem er mir die „Konsequenz“ vorhält, nun auch hübsch gläubig zu sein gegenüber allerlei ärztlich beglaubigten katholischen Berichten von heute sich zutragenden Wundern. Ich darf mich dem umso weniger entziehen, als Derartiges heutzutage Eindruck zu machen pflegt. Was ich zu entgegnen habe, ist dies. Wenn aus meiner Argumentation die Konsequenz gezogen wird, ich müßte stets und allenthalben es für möglich halten, daß Gott Wunder thue, nun, so acceptire ich diese Konsequenz durchaus. Ja, ich möchte, daß ich ihrer Leugnung gegenüber die Spottkraft eines Jesaias hätte oder die Trotzesfreudigkeit eines Luther; denn nur so läßt sich zu unserm naturalistisch gebannten Geschlecht von dem lebendigen Gott reden. Aber wenn Foerster auf Grund meiner Argumentationen mich nur durch eine glückliche Inkonsequenz davor bewahrt sieht, zu den Wundern der heiligen Jungfrau von Lourdes zu pilgern, so — staune ich. Glaubt nicht Foerster selbst an Wunder in der Geschichte Jesu? nur daß sie nicht berichtbar seien, nicht Objekte historischer Forschung. Wenn aber das — pilgert er nach Lourdes? Wenn nicht, warum denn ich? Wir sind gewohnt, daß die Bekenner des Weltglaubens uns, die wir Wunder in der Christusgeschichte glauben, für wundergläubig im Sinne von abergläubisch taxiren; aber liegt Derartiges nicht unter der Stufe unsrer gemeinsamen Einsicht? Uns sind doch Wunder nicht beliebige, naturwidrige Ereignisse, sondern Erscheinungsformen göttlichen Thuns, Elemente seiner Offenbarung. Wir Gottgläubigen durchforschen die ganze Wirklichkeit nicht anders als jene Weltgläubigen. So weit ihre wissenmäßige Kritik des Thatbestandes dringt, genau so weit dringt die unsrige auch. Der Unterschied ist nur der, daß wir Gottgläubigen von einer Wirklichkeit wissen, die den Weltgläubigen verschlossen ist. Daraus folgt aber keineswegs, daß wir, wo die gemeinsame Forschung auf Rätsel stößt — wobei ich selbstverständlich nicht an Lourdes denke —, ohne weiteres „Wunder“ zu konstatiren hätten. Unsre Wundererkenntnis ist durchaus nicht der Willkür unterworfen; sie ist vielmehr normirt, nämlich durch die Offenbarung, durch das Wort Gottes. In dessen Lichte prüfen wir, ob in Rätselhaftem Wunder vorliegen oder nicht. Daraus folgt für das von Foerster gewählte Beispiel als wirkliche Konsequenz eine totale Ablehnung aller Wunder der heiligen Jungfrau von Lourdes, und das von vornherein, ohne jegliche Operation mit „behördlichen“ oder „ärztlichen Attesten,“ einfach darauf hin, daß wir auf Grund des Wortes Gottes wissen, daß die heilige Jungfrau von Lourdes nichts Andres ist als eine papistische Erfindung. Was aber aus solcher Quelle stammt, das hat in unsern Augen nicht einmal Anspruch auf Prüfung. So ist es in Wahrheit um die „Konsequenz meines Satzes“ bestellt.

Theodor Kaftan

---

## Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke

Eine Hauptsache auf unsern süddeutschen Jahrmärkten — soweit bei denselben nicht gezecht und gerauft wird — ist die Frömmigkeit. Sie kommt gleichsam in den Handel unter Rosenkränzen, Amuletten, Gebetbüchern, Wachskerzen, Heiligenbildern und dergleichen. So findet man auf Papierblättchen auch „das wahrhaftige und richtige Bildnis unsers Herrn Jesu Christi.“ Es ist ein geistloser Abklatsch des landläufigen Christustypus, der beiläufig so richtig und so unrichtig sein dürfte, wie das himmlische Bild dieses außerordentlichen Menschensohnes, das seit dem Mittelalter bei uns vorherrscht, und das durch das Prisma des Dogmas die ursprüngliche warmblütige Gestalt, in der wir den Herrn so recht kernig fassen und lieben können, völlig verloren hat. Woher auch soll ein „wahrhaftiges“ Bild Jesu kommen? Zu seiner Zeit gab es in Palästina weder Porträtmaler noch Photographen, denen er gesessen wäre. Und daß er sich einem der heidnischen Bildhauer zur Verfügung gestellt hätte, ist auch nirgends zu lesen. Von Lukas, dem Evangelisten, geht die Sage, daß er Maler gewesen; es wäre ja möglich, daß die Jünger den Meister gebeten hätten, sich von dem Künstler „verewigen“ zu lassen, oder daß der Maler ihn aus der Erinnerung fixirt haben könnte, allein Lukas — hat ihn nie gesehen. Mit Ausnahme des Johannes und Matthäus hat ihn keiner der Evangelisten und Biographen gesehen. Sie lebten reichlich ein Menschenalter später als der Heiland und haben ihre Aufschreibungen nur nach mündlichen Ueberlieferungen machen können. Nach einer schönen Legende hat Jesus sein Angesicht auf dem Kreuzwege ins Schweißtuch der Veronika abgedrückt; doch es ist eben nur eine schöne Legende. Eine ganz andre Wichtigkeit hat es für uns, wie sich seine geistige Persönlichkeit in die Gemüter der Zeitgenossen eingeprägt hat.

Nach diesem nachhaltigen Eindruck sind die Evangelien entstanden, das einzige Dokument der Persönlichkeit Jesu, aus dem man sich ein sinnliches Bild gestalten kann. Das Interesse daran ist ja ungeheuer groß. Jeden von uns, er sei gläubig oder nicht, begleitet Jesus in irgend einer Weise durchs Leben, obschon wir es heute, zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts nach Christus noch immer nicht wissen, was Christentum ist.

An gar manchem Tage legt man sich abends sorgenvoll zu Bett; denn das, was man sollte und wollte, ist selten erreicht, und morgen will der wilde Kampf ums Dasein, das schwere Ringen nach dem Idealen neuerdings angehen. In solch bangen Stimmungen greife ich gern zum Evangelienbuch, aus dem meine Vorfahren ihre Labnis und Hoffnung geschöpft haben, und aus dem gleichsam ihre Seelen, die erlösten, wieder zu mir sprechen. Und als ich im vorigen Winter eines Brustleidens wegen wochenlang im Zimmer festgehalten war, gleichsam wie in einem Kloster, abgeschieden von der Welt, nur einem seelischen Bereiche lebend, da habe ich mich wieder einmal in die Evangelien vertieft. Und es hat mir Freude gemacht, aus dieser Urkunde, wie ich sie ohne theologische Auslegung verstand, ein Bild Jesu zusammenzustellen, das meinem Herzen um so näher trat, je menschlicher es sich gestaltete. Jesus, der schließlich an meinem Bette stand — war nicht derselbe, der uns aus den Dämmerungen des Mittelalters gestiegen.

Am Flusse Jordan hielt sich ein Mann auf, der — dem Sehnen des jüdischen Volkes gemäß — ein neues Gottesreich predigte, die Nähe des erwarteten Messias verkündete, die Leute, die ihn anhörten, zur Buße aufforderte und sie zum Zeichen der Gemeinschaft mit Wasser taufte. Unter der Menge, die sich um den Propheten Johannes zu versammeln pflegte, ward eines Tages ein noch junger Mensch gesehen, ein Zimmermann aus dem unweit entfernten Nazareth, der sich ebenfalls taufen ließ. Eine Weile später, nachdem er sich in der Wüsteneinsamkeit gesammelt und vorbereitet hatte, trat dieser Mensch selbst als Volksprediger auf. Er zog durch die Länder Galiläa, Samaria und Judäa auf und ab, und überall, wo er sich zeigte, war ein großer Menschenandrang. Sie hörten seine Predigten, die zuerst auf dem Grunde des Gesetzes Moses standen, diese aber einerseits an Strenge, andrerseits an Milde und Herzensfreudigkeit weit übertrafen. Die Leute dürsteten leidenschaftlich nach seinen Worten, gerieten bei seinem Nahen oft geradezu in Verzückung. Es geschahen Wunder. Und je mehr deren geschahen, je mehr wollten sie noch sehen, sodaß er manchmal ärgerlich wurde, wenn sie ohne Wunder nicht glauben wollten.

Er mußte ein sehr auffälliger Mann gewesen sein, obschon er sich nicht anders kleidete als Andre. Er mußte ein überaus berückendes Wesen gehabt haben. Ich denke mir ihn schlank und hager, mit einem Untergewand und einem langen Wollrock. Sein Bart jung und schütter, sein Haar schwarz, in reichen Strähnen über den Nacken herabwallend. Sein Gesicht blaß, seine Lippen voll und rot, seine weit auseinanderstehenden Augen mit einem

feuchten Glanze der Güte und des Mitleides, gelegentlich mit einem Feuer, das Alles ergriff. Er trug weder Hut noch Stab, an den Füßen wahrscheinlich Sandalen. Denn barfuß die weiten, steinigen Wege zu gehen, dafür finde ich in seiner Lehre keinen Zweck angedeutet. Jesus war kein Asket. Er trug die größten Beschwerden klaglos mit stoischer Ruhe, aber er suchte sie nicht auf. Vom Fasten ist die Rede, als er in der Wüste war, er schien es nur als Mittel zur Vergeistigung verstanden zu haben. Oft rügte er die Juden derb, daß sie das Schwergewicht ihrer Religion auf äußerliche Dinge, auf Fasten, öffentliches Beten, auffälliges Almosengeben und andre formelle Uebungen legten. Er war ein Feind von Aeußerlichkeiten, die vom Innenleben ablenken und den falschen Schein der Erfüllung wecken. Ganz gern ließ er sich zu Gastmählern einladen, war ein frischer Esser und Trinker, liebte wohleingerichtete Speisesäle, sodaß er selbst für das Abendmahl, das sein letztes werden sollte, einen Saal gewählt hat, der mit Teppichen belegt und mit Polstern ausgestattet war. Das that er wohl freilich nicht der Behaglichkeit willen, als vielmehr der Feierlichkeit, der Würde des Anlasses wegen.

Er selbst scheint gar nichts von Wert besessen zu haben, doch forderte er von Andern, die Etwas besaßen, den Unterhalt für sich und seine Jünger. So sehr war er von seiner Sendung überzeugt, daß er es den Leuten geradezu zur Pflicht macht, für ihn und seinen Anhang zu sorgen und solchen, die es nicht thaten, hart fluchte.

Ueber sein Verhältnis zu seiner Familie erzählen uns die Evangelisten wenig. Ob die Mutter nicht schwer bekümmert war um den Sohn, der unbeeinflußbar so besondre Wege ging, von Pfaffenränken und Staatsgewalt verfolgt bis zum schmählichsten Verbrechertode!

Er anerkannte bloß geistige Familienbande — nur Verwandte in Gott. Ueber die Wichtigkeit von Eheschließungen ist mir kein besondrer Ausspruch erinnerlich, er selbst ist keine Ehe eingegangen. Wenn und wo aber die Ehe bestand, da wollte er sie streng gehalten wissen und verdammte schon den Ehebruch der Gesinnung. Gegen reuige Sünder war er voller Milde und Nachsicht, gegen verstockte voll glühenden Zorns.

Sanftmütig und bescheiden im heutigen Sinne war Jesus nicht. Vielmehr energisch und selbstbewußt. Ganz aus eignem Anlaß drang er eines Tages in den Tempel zu Jerusalem, wo die Krämer wirtschafteten, stieß ihre Tische um und jagte die Händler mit Peitschen hinaus. Wo die Jünger von ihm Zuspruch und Trost heischten, da antwortete er ihnen in unserm Sinn oft herb und durchaus nicht in süßen, weichmütigen Worten, wie man es etwa heute zwischen Freunden gewohnt sein möchte. Zärtlich lieb hatte er den Jünger Johannes, zu dem er wie ein Bruder stand. Jesus war nichts weniger als sentimental. Uns muten seine Worte manchmal derb, sogar zornig an, bisweilen von bittrer Ironie durchsetzt. Sehr scharf trennte er, was ihm recht und was ihm zuwider war. Kompromisse konnte er nicht brauchen. Am widerwärtigsten waren ihm die Wortdeuter, Heuchler und Mucker, da hielt er es weitaus lieber mit offnen Sündern. Seine Gegner behandelte er nicht mit allzugroßer Rücksicht. Die Größe seiner Sanftmut und Feindesverzeihung trat erst bei der Erfüllung seines Geschickes zu Tage. In ihm war der stolze, göttliche Mut einer Persönlichkeit, die überzeugt ist, daß ihr Nichts geschehen kann, weil der sterbliche Leib Nichts, die unsterbliche Seele Alles ist. Dieses göttliche Bewußtsein hat ihn zum Unüberwindlichen gemacht.

Ziemlich ernst dürfte er einhergeschritten sein, ohne viel zu grüßen und zu danken. Nirgends drängte er sich auf, wo man aber seiner verlangte, da gab er sich mit ganzer Seele hin. Seine Rede war kaum in pathetischem Predigertone gehalten, vielmehr in hebräischer Weise leicht und rasch hingesprochen, nach augenblicklicher Eingebung. Denn nicht angelernt war das, was er brachte, sondern seiner bluteignen Natur entsprungen. In Gleichnissen sprach er gern, die übrigens nach unserm Sprachgefühle sich mit seinen Gedanken nicht immer decken. Man muß deshalb nicht Alles wörtlich nehmen wollen und auch nicht vergessen, daß die Orientalen gern in Hyperbeln sprechen.

Wohl an drei Jahre mochte er so durchs Land gezogen



sein, stets begleitet von einem ungeduldigen oder begeisterten Anhang, stets beargwöhnt von den Behörden, die ihm häufig Fallen stellten, denen er mit Klugheit auswich. Im Freien hielt er mit dem Volke seine Mahlzeiten, bei welchen Alles, was vorhanden war, brüderlich geteilt wurde. Im Freien hat er wohl auch oft übernachten müssen, nur seinem Reiche lebend, das nicht von dieser Welt war. Im Sinne, daß alle Menschen Kinder Gottes sind, wird man seine Lehre, daß er der Sohn des himmlischen Vaters sei, nicht auffassen dürfen, ohne der Häresie geziehen zu werden. Und wahrlich, zwischen etwa einem weltweisen Rabbi und Jesus ist ein himmelhoher Unterschied.

Wo Jesus am göttlichsten ist, da ist er am menschlichsten. Wer Alles, was Weltlust, Weltgut, Weltsorge heißt, mit leichtem Verzicht von sich weist, der genießt das Leben am reinsten. Und so ist die Lehre Jesu, die dem Weltkinde streng scheint über alle Maßen, ein mildes, süßes Joch dem, der in kindlichem Vertrauen auf den himmlischen Vater seine Tage selig hinlebt — souverän über Wandel und Leid. Du sollst den heutigen Tag leben und dich nicht kümmern um morgen. Du sollst ohne Sack und Stab und ohne zweiten Rock wandern und dir, wenn es ist, genügen lassen an wilden Früchten und schlechtem Dache. Dein ganzes Leben und Streben sei ausgefüllt mit der Liebe zum himmlischen Vater und zum Nächsten. Und jetzt kommt das Größte: Lieben sollst du auch deine Feinde. Gerade diese Aufopferung sichert dir in den meisten Fällen ein ruhiges Dasein, denn ein Feind, dem du nicht widerstrebst, dem du von Herzen Gutes thust, wird aufhören, dein Feind zu sein. — Wir haben ein deutsches Burschenlied, in dem es heißt: Ich hab mein Sach auf Nichts gestellt, juchhe! Bei diesem Satz denke ich immer ans jauchzende Christentum, an das in kindlicher Unschuld und göttlicher Frohheit Dahinwandeln, mit der Zuversicht, daß unsre unsterbliche Seele auf gutem Wege ist zum Herzen Gottes.

Diese liebreiche Gott- und Menschenfreude, diese kindliche Sorglosigkeit ist nach meiner Meinung das Göttliche im Christentum, das Reich Gottes in uns, das uns schon auf Erden selig macht.

Wenn Jesus dem Ideal manchmal mit Rücksichtslosigkeit Geltung verschaffen will und schließlich sein Leben opfern muß, so ist das der ewige Widerspruch, der im Gottmenschentume liegt. Er schließt nicht aus, daß Jesus siegte, und daß auch wir sieghaft werden könnten, unter Erdennot jauchzend in der seelischen Einheit mit Gott.

* * *

Das wäre nun so aus der Fülle dessen, was da gesagt werden könnte, der Grundzug meiner Auffassung von der Wesenheit Jesus und seiner Lehre. In diesem Sinne habe ich die Bibel verstanden und meine unmaßgebliche Ansicht darstellen wollen. Aber daheim in unserm Österreich ist mir das nicht gestattet worden. Die Polizei hat den Aufsatz aus meiner Zeitschrift „Heimgarten“ gerissen und in ein Arrestlokal geworfen, wo er gelegentlich von Gefangnen eingestampft oder verbrannt werden wird, in schöner Symbolik das andeutend, was eigentlich dem Verfasser gebührte! Man hat in diesen meinen Gedanken — die dem erhabnen Gegenstande gegenüber freilich an äußerster Unzulänglichkeit leiden — nichts Geringeres als G o t t e s l ä s t e r u n g gefunden!

Nach meiner Meinung hätte jeder Christ das Recht, das Evangelium nach seiner Art aufzufassen, ohne viel dogmatische Auslegung, ohne Mittelsmann. Wären zur Erklärung der Lehre Jesu gelehrte Mittelsmänner nötig, so hätte der Heiland gewiß nur allein zu den Schriftgelehrten und Theologen gesprochen und nicht zur Menge, die — siehe seine Apostel selbst — vorwiegend aus einfältigen Menschen bestanden hat. Jeder soll das Wort nehmen, wie er es fassen kann. Was er etwa heute nicht versteht, das versteht er morgen. Und geschieht ein Irrtum, so kann solcher ja nicht schädlich werden, wenn der gute Wille vorhanden ist.

Daß aber die Lehre des Nazareners verfolgt wurde und noch wird, das ist zu verstehen. In den Augen der Pharisäer und andrer Leute war er ein Aufwiegler, Religionsstörer und Gotteslästerer, der, wenn er heute wieder erschiene, gerade so selbst

in den „allerchristlichsten“ Reichen — unschädlich gemacht werden würde. Und in der That, wäre es denkbar und hätte damals das Volk diese gerade für arme, geknechtete Leute so passende Lehre angenommen und nach ihr gelebt, so dürfte zwar kein blutiger Aufruhr entstanden sein, aber die bestehenden Staaten wären weiter nicht mehr möglich gewesen. Der römische Weltstaat hätte aufhören müssen, und keiner unsrer gegenwärtigen Staaten könnte bestehen, wenn die Leute strenge nach Jesu Lehre lebten. Keine Pfaffen, keine Soldaten, keine wilde Jagd nach Geld und Ehre — was weiß ich, es wäre eine Lust zu leben! Oder würden unsre fünf Sinne zu kurz kommen? Ich glaube nicht.

Und das ist merkwürdig. Es ist eine Lehre, die nirgends eigentlich befolgt wird und die doch nicht mehr aus der Welt verschwinden kann. So oft die Ueberkultur an eignem Ekel sich erbricht, so oft die Menschheit ihre weltlichen Bestrebungen und stolzen Erfolge wieder mit großen Katastrophen zusammenbrechen sieht, wird die Sehnsucht wach nach solchen Zuständen, die Jesus mit dem Worte „das Reich Gottes“ bezeichnet hat. Dann wird Freude, was früher zur Last gewesen, dann werden besondre seelische Kräfte wach, es kommen die Anpassungen, die Wunder, und es geschieht Alles wieder, was der Homunkel hochmütig abgeleugnet hat.

Jesus hat den Menschen gekannt, nicht bloß den von damals oder den von heute — den Menschen schlechthin. Das allerhöchste Ideal hat er ihm gezeigt, aber auf den steilen Pfad hinan eine Menge Stufen zum Rasten bereitet. Und diese Lehre, die so über alle Maßen streng zu sein scheint — die mildeste, liebreichste Mutter ist sie im Vergleiche zu einer nimmersatten Zivilisation, die ihre Leute unermüdlich hetzt und schließlich verzehrt. Jesus verlangt — wenn wir ihn wirklich verstehen — nichts, als daß der Mensch ein bedürfnisloses, heiteres, unschuldiges Kind sei.

Frage man nur nicht lange nach der Möglichkeit. Manchem ist es möglich. Der wahre Christ würde sagen: Wer noch ein Kind ist, der bleibe es. Und selbst wenn er als ein solches gesellschaftlich zu Grunde geht, so ist dieses selige Zugrundegehen göttlicher, als das ruhelose Haben und Herrschen in einer unseligen Welt.

Peter Rosegger

---

## Die Erfolge des Friedensgedankens in der Gegenwart

Kann man wirklich schon von Fortschritten und Erfolgen des Friedensgedankens in der Gegenwart reden? Haben wir nicht im letzten Jahre den spanisch-amerikanischen, vor diesem den griechisch-türkischen und vor dem den chinesisch-japanischen Krieg erlebt? Donnern nicht vielleicht in dem Momente, wo dies geschrieben wird, die Kanonen auf den Philippinen? Schickt sich nicht eben Nordamerika an, ein stehendes Heer zu bilden, um mit ihm Eroberungs-, Kolonial- und Weltpolitik zu treiben? Haben wir in Deutschland nicht eben wieder eine recht inhaltreiche Militärvorlage hinter uns? Stehn nicht neue Heeresvermehrungen in Rußland und Oesterreich bevor? Sehen wir nicht noch immer alle feindlichen Gegensätze, Mißtrauen, Eifersucht, Kolonialneid, Weltmachtskonkurrenz zwischen den Weltstaatenkolossen Amerika, England, Zwei- und Dreibund? Starrt nicht die ganze zivilisirte Welt mehr denn je in Waffen?

Und dennoch — die Friedensidee schreitet voran, gewinnt zusehends, täglich an Boden und Umfang.

Der erste Beweis dafür sind jene drei Hauptträger des Friedensgedankens selber, die wir in voriger Nummer dieses Blattes schilderten. Unter ihnen wieder vor allem der Zar und seine hohen Kreise. Wer hätte noch vor einem Jahre geglaubt, daß dem Friedensgedanken dieser Bundesgenosse erstehn würde? Wer weiß nicht, welchen großen Einfluß gerade der Zar auf die Gesinnung weitester Kreise seines Volkes noch hat? Ist Väterchen der Friedensprophet, so sind sofort Millionen seiner Russen, ob von Herzen oder wider Willen, seine gläubigen Anhänger und Parteigänger. Wer weiß ferner nicht, wie weit verzweigt die Beziehungen gerade der russischen Kaiserfamilie zu den übrigen europäischen Fürstenfamilien sind? Ist der Zar wirklich ein ehrlicher Friedensapostel, so wird er auch diese Beziehungen, so viel er kann, in den Dienst seines neuen Ideals stellen. Mächtiger noch in ihrem Einfluß als der Zar ist aber seine erbittertste Feindin und Friedensgesinnungsgenossin zugleich, die deutsche Sozialdemokratie. Sie erhielt 1898 rund $2^1/_2$ Millionen Stimmen; sie hat danach etwa vier bis fünf Millionen Anhänger allein in Deutschland. Und diese vier bis fünf Millionen hat sie alle zu unbedingten Kriegsfeinden und Friedensanhängern gemacht. Endlich auch die Friedensgesellschaften und ihre Arbeiten sind sichtbar im Wachsen: wer denkt nicht noch des puren Spotts, der ihnen noch vor Jahr und Tag beinahe ausschließlich begegnete? Ihre Vereine waren Veilchen, die im Verborgnen blühten, besonders in dem Deutschland nach 1870/71. Heute aber, nachdem sie allerdings selbst auch Manches gelernt haben, gehn sie fast unangefochten ihre Friedenswege vorwärts, bilden ihre Gruppen aus, finden immer ernsthaftere Beachtung gerade in bürgerlichen Kreisen, die lange die hartnäckigsten Kriegsenthusiasten waren. Im besondern hat ihre eine Führerin, Bertha von Suttner, in Frauenkreisen nachhaltigen Beifall gefunden. Die deutsche Frauenbewegung ist, so weit bekannt geworden, eine überzeugte Anhängerin der Friedensidee, und auch sie ist in unserm öffentlichen Leben schon eine Macht, deren Kräfte von Jahr zu Jahr stärker und größer werden.

Daneben tritt als ein zweiter Beweis für die bisher gemachten Fortschritte des Friedensgedankens die öffentliche Meinung. Die öffentliche Meinung, die nicht bloß die Meinung der erklärten und in gewissem Sinne auch organisirten Anhänger des Friedensideals, sondern der Ausdruck der Gesinnung der millionenköpfigen Allgemeinheit ist. Diese öffentliche Meinung aber ist in ihrer innersten Stimmung heute für den Friedensgedanken, gegen den Völkerkrieg. Daran ist nicht mehr zu zweifeln. Immer allgemeiner sieht man den innern Widerspruch der internationalen politischen Situation ein und die Heuchelei, die sie beherrscht. Immer resignirter wird in den Parlamenten die Stimmung bei Bewilligung neuer Heeresforderungen. Immer zahlreicher beschickt werden die internationalen Konferenzen friedensfreundlicher Parlamentarier. Und in der badischen Kammer war es schon im Vorjahre möglich, daß die Majorität sich für eine Revision der Schullesebücher auf ihren kriegsgeschichtlichen Stoff hin erklärte. Wie wäre heute ein Krieg denkbar, der populär wäre wie noch der von 1870/71? Mit schweigendem Ernste würde heute das ganze Volk wohl in jeden Krieg ziehen, weite Kreise mit innerstem Widerstreben, ja mit verbissenem Ingrimm, nur der eisernen Notwendigkeit gehorchend, über die sie noch keine Gewalt besitzen. Man hat — und die Litteratur hierüber ist besonders reich geworden — allgemein die Zweischneidigkeit jedes Kriegs und sein Unglück, auch für den siegreichsten Sieger, einzusehen begonnen. Man denkt mit ehrlichem und allgemeinem Grauen, wie früher nie, an die Wirkung der heutigen Mordwerkzeuge, an die durch die neue Waffentechnik notwendig gewordne, in ihrer Leistung noch gänzlich unerprobte, ja noch kaum erfaßte Massenkampfart — und der Schauder vor dem Allen ist zu einem festen und bewußten Willen geworden, womöglich unter allen Umständen den Krieg zu vermeiden. Die Stimmung neulich gegenüber der Samoaangelegenheit und die diese Sache betreffenden Vorgänge im Reichstage waren dafür ebenfalls ein zwar kleines, aber doch lehrreiches Anzeichen. Kriegsenthusiasten finden, wie früher nie, trotzige, höhnische, bittere Abweisung. Wo sie noch das Wort für ihren immer unverständlicher werdenden Enthusiasmus zu nehmen wagen, können sie es nur noch thun unter Beteuerung der prinzipiellen Friedensliebe auch ihrerseits. Am deutlichsten aber erkennt man die zunehmende allgemeine Friedensmeinung an der Haltung der Regierungen aller Kulturnationen. Sie wagen keinen irgendwie bedeutenden Krieg mehr, der nicht populär ist. Und heute ist eben kein Feldzug Zivilisirter gegen Zivilisirte mehr populär. Die öffentliche Meinung impft auch den Regierungen die Friedensgesinnung und damit eine immer konsequentere Friedenspolitik ein. Nur indem sie mit dieser öffentlichen Meinung in ganz Europa rechnete, nur weil diese überhaupt da ist, konnte die russische Regierung des Zaren Manifest veröffentlichen lassen. Hoffentlich wird eben diese öffentliche

Meinung verhindern, daß die Haager Friedenskonferenz zu einem Schauspiel herabsinkt.

Ein dritter, nicht minder schlagender Beweis für die Fortschritte der Friedensidee liegt in der immer größern Klärung der Ansichten über die zu verwirklichenden Friedensziele. Eine solche Klärung ist immer nur möglich, wenn das zu lösende Problem bereits eine bestimmte Höhe und Bedeutsamkeit der Entwicklung erreicht hat. Und heute ist, wie wir sahen, die Utopisterei, der Dilettantismus, der weichherzige Optimismus, die abstrakte Konstruktion auf dem Gebiete der Friedensfrage wirklich im Schwinden; nüchterne Abwägung der wirklichen Sachlage, verstandesmäßige Beachtung des allein Möglichen, kaltblütiger Wille, um dies durchzusetzen, treten immer mehr an die Stelle.

Am frappantesten wird das an den Bestrebungen einer ganz neuen Gruppe von Friedensfreunden deutlich, die sich — zugleich ein weiterer lebendiger Beweis für die Fortschritte der Friedensidee — auf die Anregung des Zarenmanifests hin und angesichts der bevorstehenden Friedenskonferenz aus den besten und bisher mehr oder weniger zurückhaltend gebliebnen Kreisen der Gebildeten zusammengefunden und in dem sogenannten Münchner Komitee für Kundgebungen zur Friedenskonferenz ihre leitende Spitze gegeben haben. Ihre geistigen Führer scheinen ein Rechtsanwalt Dr. Schlief in Straßburg und B. O. T. Schafter zu sein, letzterer ein Anonymus, hinter dem sich offenbar ein sehr unterrichteter und begabter deutscher Diplomat verbirgt. Beide Männer ergänzen sich in ihren Ideen,*) die nicht die geringste Verwandtschaft mehr mit irgendwelchen der philanthropischen Friedensbewegung haben, einfach nach der Lehre Bismarcks das Staatsinteresse und von ihm aus nur das Erreichbare im Auge behalten, und die im Grunde auf die einzige, allerdings ausschlaggebende und darum auch gänzlich ausreichende Forderung hinauslaufen: ein internationales Prozeßrecht zu schaffen, und zwar nicht durch Verallgemeinerung der bisher schon stellenweise, ad hoc ausgeübten Schiedsgerichtsidee, sondern durch Konstituirung eines an ein konkretes, materielles Recht gebundnen ordentlichen Gerichtshofes, und dieses materielle Recht durch Festlegung des jeweiligen status quo zu bilden, einen so entstehenden „Gottesfrieden" aber nur auf fünf bis zehn Jahre zu berechnen und ihn dadurch zu sichern, daß die Beteiligten im Falle eines Kontraktbruches einen gemeinsamen casus belli gegen den Friedensbrecher sehen.

Uns scheint, daß die so formulirte Forderung in der nächsten Zeit, vielleicht sehr lange, nicht nur in den Vordergrund der Friedensdiskussionen treten, sondern wachsende Scharen überzeugter Anhänger gewinnen wird. Und da sie, weil auf das Rechtsgebiet übergreifend und fast ausschließlich mit juristischen Begriffen operirend, ohne weiteres nicht ganz verständlich ist, auch in der eben ausgesprochnen kurzen Formulirung noch allerhand sehr triftigen Bedenken und Einwürfen freien Raum zu lassen scheint, so dürfte es nicht überflüssig sein, sie noch verständlicher zu machen. Und das geschieht wohl am allerbesten, indem im Nachstehenden ein Auszug aus einer Schliefschen Auseinandersetzung mit den Münchner Neusten Nachrichten gegeben wird, die in der Münchner Allgemeinen erschien:

Der „ewige Friede" ist keine Erfindung der Friedensapostel, sondern der praktischen Diplomatie, die nach jedem Kriege bekanntlich einen derartigen „ewigen Frieden" schloß, freilich, wie Bismarck in seinen Erinnerungen sagt, immer unter dem, wenn auch stillschweigenden, doch selbstverständlichen Vorbehalte rebus sic stantibus**), während andrerseits einige idealistische Schwärmer naiv genug waren, den „absoluten ewigen Frieden," den sie womöglich alle Kulturmächte der Welt mit einander wollten schließen lassen, ohne diesen Vorbehalt aufzufassen. Nachgerade ist aber die offizielle Diplomatie wenigstens etwas verständiger und aufrichtiger als früher geworden: sie hat dem sonst üblichen „stillschweigenden" Vorbehalte Ausdruck zu geben angefangen, d. h. Abmachungen über solche Gegenstände, die den Interessenten wirklich am Herzen liegen, nicht mehr auf „ewige Zeiten," sondern auf beschränkte Fristen getroffen, während deren auf Grund praktischer Erfahrung eine Aenderung in den allgemeinen Weltverhältnissen, als der thatsächlichen Voraussetzung für die getroffne Vereinbarung, ausgeschlossen gilt und gelten darf. Als das packendste Beispiel hierfür kann der „Dreibund" angeführt werden, der, wie man weiß, von vornherein nur für eine bestimmte Anzahl von Jahren berechnet und nachher auch immer nur für eine gewisse Dauer verlängert wurde. Die Dreibundverträge regeln allerdings ex professo nur das Verhältnis der Kontrahenten Dritten gegenüber; aber sie setzen dabei doch naturgemäß voraus, daß zwischen den Kontrahenten selbst jeder Konflikt ausgeschlossen ist, denn sonst hätte das Ganze schlechterdings keinen Sinn. Warum sollte es also unmöglich sein, diese selbstverständliche Voraussetzung ausdrücklich zu fixiren und noch dadurch zu stützen, daß von seiten der Kontrahenten eine Art richterlicher Instanz geschaffen wird, die bei etwaigen Meinungsdifferenzen über die Bedeutung des: rebus sic stantibus, d. h. des status quo für den einzelnen konkreten Fall ein unparteiisches, für die Beteiligten maßgebendes Urteil zu fällen hat? Sind doch die modernen Staaten stellenweise viel weiter gegangen, indem sie über sehr einschneidende Differenzen ein „Schiedsgericht" beriefen, dessen Entscheidung sie dann ausnahmslos willig acceptirten. Hier ist nicht der Ort, eine Abhandlung über die Frage der internationalen Schiedsgerichte zu schreiben, und zu untersuchen, ob es richtig ist, daß, wie man vielfach behauptet hat, nur „untergeordnete" Angelegenheiten durch derartige Gerichte erledigt werden können. In Wahrheit können durch solche Gerichte ausschließlich Angelegenheiten erledigt werden, über deren Erledigung auf diesem Wege sich die Interessenten im speziellen Falle einigen. Eine Generalisirung der Schiedsgerichtsidee ist meines Erachtens ganz unthunlich, da der Schiedsrichter seinen Spruch immer nach seinem subjektiven Ermessen fällt oder zu fällen hat, und man doch nicht dahin kommen darf, eine Instanz zu konstituiren, die die Welt schließlich nach ihrem Ermessen einrichten, den einzelnen Staaten gleichsam von oben her ihre Machtsphäre zuweisen und damit deren Souveränität einfach negiren würde. Aber für die Entscheidung derjenigen Streitigkeiten, die den status quo betreffen, d. h. solcher, bei denen jeder Beteiligte das geltende, durch die geschichtliche Entwicklung und die bestehenden Verträge geschaffne „Recht" im Prinzip anerkennt und nur über die Auslegung desselben im konkreten Falle von dem Andern abweicht, kann sicherlich ein für allemale eine Instanz gebildet werden, deren Kompetenz natürlich mit dem Ablaufe des betreffenden Vertrags endet.

Mit der Konstituirung einer derartigen Instanz, die man als ordentlichen Völkergerichtshof bezeichnen könnte, weil er nicht wie ein Schiedsrichter nach seinem subjektiven Ermessen entscheiden darf, sondern streng an ein bestimmtes materielles Recht, eben den status quo gebunden ist, würden die kontrahirenden Mächte gar nichts riskiren. Denn wirklich tiefgreifende, hochpolitische Fragen, bei denen es von der einen Seite her, sei es offen, sei es versteckt, sei es geradezu, sei es mittelbar, auf eine Verschiebung der Machtsphären abgesehen ist, wären einfach ausgeschlossen; das Gericht würde erklären: da der eine Teil Etwas fordert, was ihm nach der bisherigen geschichtlichen Entwicklung nicht zukommt, und der andre nur dasjenige sich erhalten will, was ihm eben danach gebührt, so wird der Fordernde abgewiesen, natürlich nur für die Dauer des Vertrags; hernach kann er seine Forderung geltend machen und eventuell auf dem Wege der Gewalt durchsetzen, ohne sich einer formellen Rechtswidrigkeit schuldig zu machen, denn jeder Staat muß in der Lage sein, seine Machtsphäre auch auf Kosten des Auslandes hin und wieder zu seinen Gunsten zu erweitern oder zu verändern, wenn ihm dies zur Erhaltung seiner Lebensfähigkeit wirklich notwendig erscheint, d. h. einen Krieg zu führen, der lediglich eine nach dem Begriffe des formellen Rechtes inkommensurable Thatsache bildet. Aber er braucht nicht schlechterdings immer und in jedem Augenblick Dritten gegenüber dazu in der Lage zu sein, vorausgesetzt, daß diese Dritten auch ihrerseits für eine gewisse Zeit sich an dem, was sie haben, genügen lassen wollen.

Der politische Effekt einer derartigen internationalen Abmachung würde einfach der sein, daß Streitigkeiten überhaupt nicht entstünden, denn, bei den Hilfsmitteln der modernen Technik und Wissenschaft, ist der status quo, obgleich er natürlich nicht nur die unmittelbaren, sondern auch die mittelbaren Interessensphären, im weitesten Sinne des Wortes, in sich begreift, in jedem einzelnen Falle mit einer solchen Sicherheit und Leichtigkeit festzustellen, daß er bona fide von keiner Seite in Zweifel gezogen werden kann; und die vielfachen Streitigkeiten, die bisher als solche über den status quo erscheinen, rühren einfach daher, daß man sie lediglich zum Vorwande nimmt, um daraufhin weitergehende, hochpolitische Konflikte vom Zaune zu brechen.

Würden dann die kontrahirenden Mächte noch weiter vorsehen, daß im Falle eines Kontraktbruchs durch eine unter ihnen die sämtlichen andern gemeinsame Sache gegen den Rechtsbrecher machen, den Kontraktbruch also als eine Kriegserklärung gegen jede von ihnen gelten lassen wollen, so ist Tausend gegen Eins zu wetten, daß für die Dauer einer solchen Abmachung der „Friede" zwischen den Beteiligten wirklich erhalten bleibt und womöglich der Völkergerichtshof überhaupt nicht ein einzigesmal in Thätigkeit zu treten haben würde. Das Ganze hieße nicht etwa, wie es die „Friedensapostel" mit ihrem gewiß sehr gut gemeinten, aber für die Realpolitik doch sehr bedenklichen, philanthropischen „sittlichen Abscheu vor dem Kriege" anstreben: die Diplomatie ablohnen und ein für allemale durch eine nach bestimmten Rechtsregeln operirende Völkerjustiz ersetzen, sondern lediglich die Technik der Diplomatie dahin ändern, daß sie lernt, sich zur Erreichung ihrer friedlichen Zwecke

*) Diese sind niedergelegt in folgenden Schriften: Schafter, Hohe Politik, Berlin, 1898, H. Walther, 1 Mk.; Schlief, Der Friede in Europa. Leipzig, Veit und Komp. Geheftet 10 Mk.

**) „Solange die Dinge so stehen," „unter den gegenwärtigen Verhältnissen." D H

derartiger internationaler Abmachungen zu bedienen, wie sie sich aus dem soeben Gesagten ergeben.

Man hat mir vorgeworfen, daß es „kinderleicht ist, ein beliebiges System für die schiedsgerichtliche Entscheidung auszuarbeiten — ebenso kinderleicht, wie die unzähligen Ideen und Kombinationen zur gründlichen Umänderung der europäischen Karte"; aber was soll diese Bemerkung dem hier Vorgetragnen gegenüber? Mir scheint, daß solchen Zweiflern das Vermögen fehlt, den Begriff eines „Schiedsgerichtes" und den eines ordentlichen Völkergerichtes zu unterscheiden, das ausdrücklich an eine ganz bestimmte, von den Mächten selbst aufgestellte oder anerkannte „Rechtsordnung" gebunden ist. Denn sie wollen oder können offenbar noch nicht einsehen, daß mir gar Nichts ferner liegt, als irgend Jemandem eine Kompetenz zur gründlichen Umänderung der europäischen Karte zuzusprechen, während sich doch in Wahrheit aus dem von mir Gesagten gerade ergiebt, daß diese Umänderung lediglich Sache der Mächte selbst sein kann und bleiben soll. Es handelt sich in Wahrheit nicht darum, die hohe internationale Politik oder das, was als Zweck und Ziel derselben zu gelten hat, auch nur im mindesten zu beeinflussen, sondern lediglich, wie schon gesagt, die Diplomatie zu einer andern Technik als der bisherigen zu veranlassen, zu einer Technik, die den Frieden gerade dadurch garantirt, daß sie nicht von einem ewigen Frieden faselt, der in Wahrheit nichts andres ist, als der ewige Krieg, sondern daß sie nur einen zeitlich begrenzten Frieden anerkennt, der aber dafür auch wirklich und wahrhaftig ein „Friede" ist.

Selbst wenn dies alles lediglich in der Theorie ausgedachte Gesichtspunkte wären, möchte sie Mancher für praktisch und durchführbar halten, weil sie schlechterdings mit realen Momenten rechnen: aber es finden sich die verschiedensten Ansätze zur Verwirklichung dieser Gesichtspunkte in der Geschichte der neuern Zeit.

Die heilige Allianz, die dem durch die napoleonische Episode von Grund auf erschütterten Europa thatsächlich etwa vierzig Jahre eines sonst ganz undenkbaren Friedens gewährt hat, beruhte im wesentlichen auf der grundsätzlichen Anordnung des status quo und des Grundsatzes, daß etwaige hierüber entstehende Streitigkeiten à l'amiable zum Austrage zu bringen seien, wenn die Begriffe damals auch noch nicht genügend geklärt waren, um einen „Völkergerichtshof" zu konstruiren, sondern von Zeit zu Zeit zusammenzuberufenden Kongressen der Monarchen oder leitenden Staatsmänner die betreffende Aufgabe zufallen sollte. Der genialste Staatsmann in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, Otto von Bismarck, führte dann die „zeitlich begrenzten Staatenverträge" mit dem Meisterstücke seiner diplomatischen Kunst, dem „Dreibunde," in die Praxis ein, während er selbst in einer Frage, die doch unstreitig die nationale Ehre so tief berührte, wie die Karolinenangelegenheit, die freie, subjektive, schiedsrichterliche Entscheidung und zwar noch dazu des römischen Papstes anerkannte. Was ist das alles Anders, als die gleichsam instinktive Wiederholung eines Entwicklungsprozesses auf internationalem Gebiete, wie er sich einst auf staatlichem oder nationalem Gebiete abspielte?! Immer, wenn aus den bisherigen anarchischen Zuständen sich eine Art fester, wohlorganisirter Ordnung zu entwickeln strebt, greifen zunächst periodische Fixirungen eines bestimmten Zustandes Platz: so entstand der moderne Staat durch den Gottesfrieden, den einst die beste Menschenkennerin, die Kirche, etablirte, um dem Faustrechte den Todesstoß zu versetzen, und an die sich dann die durch die weltliche Obrigkeit verordneten Landfrieden anschlossen. Es hieße in der That diesen Entwicklungsgang der Kultur völlig verkennen, wenn man nicht herausfühlen wollte, daß jetzt auch auf internationalem Gebiete sich Alles darauf hin richtet, das Institut des Gottesfriedens zu verwirklichen, das vielleicht zunächst nur auf ganz kurze Zeit einmal der Unsicherheit der hohen Politik ein Ende macht und seine wesentliche Bedeutung in völkerpsychologischen Wirkungen, d. h. darin haben würde, daß man an einen ablaufenden Gottesfrieden immer wieder einen andern von je vielleicht längerer Dauer knüpfen würde, wenn man auch begrifflich nie dazu kommen dürfte, ihn zu „äternisiren," da man in der That die Souveränität der Einzelstaaten beseitigt und der Weltstaat angebahnt wäre, der für absehbare Zeit ebenso wenig begehrenswert wie möglich erscheint.

Gewiß sind, wie ja auch Schlief selber es zugesteht, auch gegen diese Gedankenreihen allerhand Ausstellungen möglich. Aber wie reduzirt erscheinen sie im Vergleich mit denen, die man gegen die meisten der frühern Friedensvorschläge erheben mußte. Uns scheint, daß gerade diejenigen, die, im Innern schon längst Friedensanhänger, doch wegen der bisher vorliegenden schweren Bedenken sich bisher an der Friedensbewegung nicht recht beteiligen mochten, hier die Gruppe von Menschen und Gedanken finden können, in deren Gemeinschaft und Gefolgschaft sie sich nun beteiligen müssen. Jedenfalls zeigt aber der Schlief-Schaftersche Gedankenkomplex mindestens das, was wir als dritten durchschlagenden Beweis für die starke Zunahme der Macht des Friedensgedankens anführen zu dürfen glaubten: die stattgefundne Klärung der einschlagenden Begriffe und die nüchterne Beschränkung auf einige wenige, durchaus erkennbare und wohl auch realisirbare Ziele. Göhre



## Ein Arbeiterparlament

In der Woche vom 8. bis 13. Mai hielten in Frankfurt a. M. die zentralorganisirten Gewerkschaften Deutschlands ihren dritten Kongreß ab. Mit nahezu 500000 Mitgliedern stehen sie weit allen übrigen deutschen Arbeiterverbänden voran, den evangelischen und katholischen Arbeitervereinen, den freisinnigen Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen und ihrem ganz kleinen Bruder in dem sozialdemokratischen Lager: den lokalorganisirten Gewerkschaften.

Der Kongreß war ein rechtes Arbeiterparlament, mehr als die sozialdemokratischen Parteitage, als die Hauptversammlungen der Arbeitervereine. Das gab sich an Allem, an den Teilnehmern, an der Tagesordnung, an den Verhandlungen kund. Nicht Berufspolitiker, diese Ritter des Rednerpultes, schlimmere Volksschädlinge als die Herren vom grünen Tisch, nicht Arbeiterfreunde, gute Menschen aus den Kreisen der Gebildeten, führten das Wort, sondern von Berufsgenossen gewählte Arbeiter. Jeder der Teilnehmer — nur einer der Referenten machte eine Ausnahme — stand entweder noch mitten in seinem Handwerk oder hatte lange Jahre harter Handarbeit hinter sich und focht heute als Beamter des Verbands, als Redakteur des Fachorganes in innigstem Zusammenhang mit seinen ehemaligen Arbeitskollegen für die Genossen seines erlernten Berufs.

Aber nicht irgend welche Arbeiter waren es, Hanse und Kunze, die statt am heimischen Biertische einmal in Frankfurt ihre Ansichten über Manches, was sie verstanden, und über noch mehr, was sie nicht verstanden, kundgeben wollten — es war die Elite der deutschen Arbeiterschaft, eine Garde, auf die man als Deutscher stolz sein durfte, und die eines Telegramms vom deutschen Kaiser wohl wert gewesen wäre.

Die deutschen Gewerkschaftsführer sind heute gleich den englischen keine Brauseköpfe und Stürmer mehr, denen der Kampf die prima, nicht die ultima ratio ist. Es sind Männer, ernst und überlegend, im vollen Gefühle ihrer Verantwortlichkeit. Die Gewerkschaften sind vorzügliche Volksschulen, sie erziehen ihre Leute. Wer lange Jahre an den verschiedensten Posten in den Fachvereinen gestanden hat, zuerst als Kassirer oder Schriftführer, dann als Vorsitzender einer Filiale, zuletzt durch das Vertrauen der Kollegen in den Zentralvorstand berufen, der hat einen Schatz von Menschenkenntnis, von Geschäftserfahrung, von parlamentarischem und rednerischem Geschick gewonnen — einen reichern als mancher hohe und viel bewunderte Regierungsbeamte.

Wie die Teilnehmer, so war auch die Tagesordnung, so war der Verlauf der Verhandlungen — ernst und ruhig, manchmal kühl bis zur Nüchternheit. Aber in diesem Ernst, in dieser sichern Ruhe offenbarte sich eindringlicher als auf den lauten Parteitagen, dem Tummelplatze großer und noch mehr kleiner Politiker, der jetzige Stand und die Größe der deutschen Arbeiterbewegung.

Auf der Tagesordnung standen: das Koalitionsrecht, die Arbeitsvermittlung, die Gewerbeinspektion, die Tarifgemeinschaft, die Arbeitersekretariate und die Gewerkschaftskartelle, mit Ausnahme des ersten und des letzten Punktes lauter Fragen praktischer Sozialreform. Ueber das Koalitionsrecht herrschte natürlich nur eine Meinung. Die organisatorischen Fragen: Lokal- oder Zentralorganisation, Zentralisirung der Verbände in der Generalkommission? sind auf den beiden frühern Kongressen nach heftigen Kämpfen entschieden worden. Die Zeit hat auch Widerstrebende belehrt, daß straffe Zentralisation die derzeit tauglichste Organisationsform ist. Bei der Besprechung der lokalen Gewerkschaftskartelle — Schöpfungen einer durchaus gesunden Reaktion des dezentralistischen Prinzips — hätten leicht die alten Organisationsfragen in nutzlosen und unnötig heftigen Debatten wieder aufgeworfen werden können. Eine geschickte Hand hatte aber diesen heikeln Punkt an den Schluß der Tagesordnung gesetzt, sodaß die Heimfahrtsstimmung allenfalls vorhandne Redelust leicht dämpfen konnte.

Der Schwerpunkt der Verhandlungen lag in der Beratung rein praktischer sozialreformerischer Fragen nicht nur aus den angeführten äußerlichen Gründen, sondern es liegt dies in dem gegenwärtigen Stande der Arbeiterbewegung begründet.

Man ist es müde geworden, nur die Massen zu sammeln und nicht mit ihnen zu operiren. Der Zukunftsstaat ist weit, die Sorge um das tägliche Leben ist nahe. Man will deshalb nicht mehr mit verschränkten Armen beiseite stehen, die soziale Arbeit den Andern überlassen und sich an billigem Spott und an noch billigerer Selbstüberhebung begnügen lassen — eine stolze Haltung, die ja für kurze Zeit recht eindrucksvoll, im Grunde aber herzlich dumm ist. Man will mitarbeiten. Mit dem der modernen Arbeiterbewegung eigentümlichen Elan und Eifer drängt man auf allen Gebieten zur Mitarbeit. Hinein in die Landtage! erschallt der Ruf, hinein in die Gemeindevertretungen, hinein in die Krankenkassen, hinein selbst in die Innungen und hinein in die Kirchenvorstände! Nehmt an, was der Staat und die Gesellschaft euch bieten! Auch unter den ungünstigsten Bedingungen sucht euer Teil zum Erfolge beizutragen! Die Arbeiterschaft, die bisher — um ein militärisches Bild zu gebrauchen — in einer Heeressäule auf die feindliche Hauptstadt marschiert ist, breitet sich jetzt über das ganze Land aus. Dadurch kann mit der Zeit aus dem Kriegssoldaten der Kulturförderer werden. Wer in der Sozialdemokratie an und für sich den Feind sieht — leider sind solche Leute gar nicht so selten —, wird diese Wandlung mit Schrecken bemerken, denn damit dringt die Sozialdemokratie in das ganze öffentliche Leben ein und geht unausscheidbar in ihm auf, wird aus einer faßbaren politischen Partei zu einem Bestandteile unsers Volkes.

Ganz im Geiste dieser Wandlung stellte sich der Kongreß auf den Standpunkt: Anteilnahme an der sozialen Arbeit, — im scharfen Gegensatz und voll Mißtrauen gegen Regierung und die andern Parteien — selbstverständlich — aber doch wenigstens Mitarbeit.

Auf dem zweiten Kongreß in Berlin vor drei Jahren hatte man noch „grundsätzlich" die Beteiligung am kommunalen Arbeitsnachweis verworfen. Heute gab man diese grundsätzliche Gegnerschaft auf und überließ die Teilnahme an den städtischen Arbeitsvermittlungsstellen dem Ermessen der örtlichen Organisationen. Im allgemeinen stellte man sich zwar noch auf den Standpunkt, daß theoretisch und von Rechts wegen die Arbeitsvermittlung dem Arbeiter als dem Verkäufer der Ware Arbeitskraft gebühre, daß der Besitz der Arbeitsvermittlung ein wichtiges Hilfsmittel im gewerkschaftlichen Kampfe sei. Aber schon trat hier und da der Gedanke ans Licht: die Arbeitsvermittlung gehört weder in die Hände der Arbeitgeber noch der Arbeitnehmer, sondern in die Hand der Gemeinde. Die Arbeitsvermittlung muß von den gewerkschaftlichen Kämpfen unberührt bleiben, sie muß Selbstzweck, nicht Mittel im Lohnkampfe sein.

Wie schon in der Frage der Arbeitsvermittlung die frühere Anschauung, daß der Kampf der notwendige Normalzustand sei, verlassen wurde, so hat man auch in der Beurteilung der Tarifgemeinschaften den frühern Kampfstandpunkt aufgegeben. Auch auf diesem Gebiete will man nicht mehr mit dem Kampfe drohen und dabei die Faust in der Tasche behalten, sondern man will offen und ehrlich mit den Arbeitgebern verhandeln und sich vertragen, nicht als „Harmoniedusler" oder gehorsame und für jede Güte dankbare Untergebne, sondern als gleichberechtigter, weil gleichstarker Vertragsteil.

Kongresse sind die Feiertage der Vereine, und an Feiertagen ist die rechte Zeit, Rückschau zu halten. Wenn man nun die kurze Spanne Zeit, die seit dem Halberstädter Kongreß verflossen ist, an sich vorübergleiten läßt, dann wird man sich erstaunt fragen: Wie ist eine solche Wandlung in kaum mehr als einem halben Jahrzehnt möglich? Können es heute dieselben Männer wie damals sein? Nun, die Delegirten sind heute zum größern Teil neue Männer — die Arbeiterbewegung verbraucht rasch ihre Leute —, aber fast alle haben schon vor sieben Jahren, sicher aber schon zur Zeit des Berliner Kongresses hervorragende Posten innegehabt. Ein Teil der Führer aber und gerade die hervorragendsten sind heute dieselben wie in Halberstadt.

Damit kommen wir zu einem der eigenartigsten, aber auch bewunderungswürdigsten Zuge der Arbeiterbewegung: die ganz außerordentliche Fähigkeit, an den Thatsachen umzulernen, sich den Thatsachen anzupassen. In nichts Anderm zeigt die Arbeiterbewegung deutlicher ihre frische Jugendlichkeit und ihre innere



Gesundheit. Auf welche Geschehnisse und welche Personen die Wandlung der Arbeiterbewegung zurückzuführen ist, das mag einmal bei späterer Gelegenheit auseinandergesetzt werden. Die Thatsache der Wandlung selbst ist nicht bestreitbar, trotzdem oder gerade weil sie viele Sozialisten nicht zugeben wollen: man schwört am hitzigsten auf seine Ideale, wenn sie einem zu entschwinden drohen.

Diese Wandlung ist erfreulich — nicht weil dadurch die böse Sozialdemokratie sich aufzulösen beginnt, sondern weil sie unsre Arbeiterschaft auf den Weg der Eingliederung in das Staatsganze führt. Die Sozialdemokratie ist, solange sie fähig bleibt zu erkennen das, was ist, und sich einzurichten in das, was ist, keine Gefahr für unser Volk, sondern ein Gewinn. Nicht von der Auflösung, sondern von der Entwicklung der Sozialdemokratie hängt der Erfolg unsrer innern Politik ab.

Und wenn man die Geschichte der deutschen Arbeiterschaft, die so eng verbunden ist mit der Geschichte der Sozialdemokratie, überblickt, dann kommt man zu dem Schlusse: Trotz aller Mängel und Schwächen, die zum Teil Eigenschaften jeder noch in der Jugend stehenden Bewegung sind, sollten wir uns unsrer deutschen Arbeiterschaft und unsrer Sozialdemokratie freuen. Sie sind ein Zeichen für die Gesundheit und die Lebensenergie unsers Volkes. — Das schließt den ehrlichen, offnen Kampf nicht aus.

Zum Schlusse noch Eines: Einer der Delegirten und meiner Meinung nach einer der klarsten und weitestblickenden unter den deutschen Gewerkschaftlern fragte mich: Glauben Sie nicht, daß die Regierung mit diesen 500000 Arbeitern verhandeln und paktiren könnte? Ich glaube sicher, daß, wenn die Regierung uns offen die Hand hinhält, wir einschlagen werden. Meine Antwort darauf war: Die Regierung könnte es nicht bloß, sie müßte es thun.

Philipp Stein

## Verschiedenes

**Roseggers Aufsatz in unsrer heutigen Nummer** bietet die authentische Interpretation des gleichbetitelten Artikels in Nr. 33 der Zukunft. Unser in voriger Nummer gegebner Hinweis auf eine andre Zeitschrift ist damit hinfällig geworden.

Von dem Dichter selbst erhalten wir soeben bei Abschluß der Nummer noch folgendes Geleitwort zu obigem Artikel:

Nach der österreichischen Konfiskation der flüchtigen Skizze über die Persönlichkeit Jesu wurde sie teils durch mein Versehen in einem Berliner Blatte abgedruckt. Das Aufsehen, das sie wohl hauptsächlich infolge der Beschlagnahme erfuhr, veranlaßte mich, den Gegenstand in einer etwas geordneteren und erweiterten Form hier wieder zu behandeln. Der Aufsatz sagt nichts Neues, am wenigsten will er tendenziös sein. Mich verlangte es, meinen Lesern einmal mitzuteilen, wie unser Jesus mir vor der Seele steht. — Ich armer Erdenmensch kann nicht zu ihm hinan, so muß schon der Heiland ein wenig zu mir herabsteigen.

Rosegger

**Das Christentum und unsre gesinnungstüchtige Presse** stehen im denkbar erfreulichsten Verhältnis zu einander. Wird die christliche Religion und Moral, oft verwechselt mit kirchlichen Dogmen und Satzungen, von der sozialdemokratischen Presse angegriffen, so tritt die mehr oder weniger offizielle der „Ordnungsparteien," die ich unter der „gesinnungstüchtigen" verstehe, für sie ein. Und zwar im bewußten Gegensatz zu jener, „denn dem Volke muß seine Religion erhalten bleiben," eine Religion, die ihren Bekennern all die Tugenden empfiehlt, von denen das Wohl der Gesamtheit abhängt, und ihnen insbesondere den unbedingten Gehorsam gegen die Obrigkeit zur Pflicht macht. Dem Christentum gilt die Ehe und das rechtlich erworbne Eigentum heilig; der gesinnungstüchtigen Presse auch. Das Christentum nimmt sich der Notleidenden aller Art an; die Presse öffnet jedem Aufruf zu deren Unterstützung ihre Spalten. In neuerer Zeit bringen politische Blätter sogar Leitartikel über die christlichen Feste, deren sich manche wie Predigten lesen. Kurz, die gesinnungstüchtige Presse scheint sich mit dem Christentum in vollster Uebereinstimmung zu befinden.

Ich sage: es scheint so. Denn sieht man näher zu, so stellt sich heraus, daß die Uebereinstimmung ebenso bald aufhört, wie für die Presse andre Interessen mit ins Spiel kommen; und ihr Größtes ist doch — bewußt oder unbewußt —, von recht Vielen gelobt und gelesen zu werden. Ein andres und meist nicht geringeres, nach oben nicht anzustoßen. Dadurch gerät sie aber sehr oft in Widerspruch mit den unleugbarsten Grundsätzen des Christentums und mit sich selbst. Ich habe ein Blatt vor mir, das auf der ersten Seite die Heiligkeit der Ehe gegen die gottlosen Sozialdemokraten verteidigt und auf der vierten über ein Dutzend sie profanirender „Anträge" veröffentlicht. Der Herausgeber weiß, daß er sich mit der Aufnahme der bezüglichen Annoncen, der meisten jedenfalls, in den Dienst der Prostitution stellt; aber sein Christentum hindert ihn daran nicht.

Die rohe Selbsthilfe ist nicht nur vom Christentum, sondern auch vom staatlichen Gesetz verboten, und wenn sich der gemeine Mann dagegen vergeht, wird er unter Umständen ins Zuchthaus gesteckt. Anders, wenn zwei Kavaliere zum gesetzwidrigen Duell schreiten. Auch wenn der Eine von Beiden tot auf dem Platze bleibt, trifft den Andern nur eine verhältnismäßig geringe Strafe, und gehört der Ueberlebende zum Offiziersstande, so pflegt er ganz oder teilweise begnadigt zu werden. Die gesinnungstüchtige Presse scheint das aber je ganz in der Ordnung zu finden.

Dem Christentum ist „der Arbeiter seines Lohnes wert, und nicht der Spieler." Auch der christliche Staat hat die sogenannten öffentlichen Spielhöllen abgeschafft und die heimlichen mit Strafe bedroht. Aber er selbst verleitet „die Dummen, die nicht alle werden," zum leichtfertigen Spielen durch seine „Lotterien," und die gesinnungstüchtige Presse — nicht die sozialdemokratische — preist dies unsittliche Erwerbsmittel laut an.

Zum ärgsten und verhängnisvollsten Widerspruch aber kommts bei der Frage nach Krieg und Frieden. Als der russische Kaiser im vorigen Jahre die europäischen Regierungen zu einer Konferenz einlud, auf der beraten werden sollte, was im Interesse eines dauerhaften Friedens geschehen könne, jubelte ihm alle Welt zu. Auch wenn sein Ziel nicht erreicht würde, sollte sein Vorgehen eine hochpreisliche, ihm den Dank der Mit- und Nachwelt sichernde That bleiben. Und heut, nach kaum einem halben Jahre, heißt uns die christliche (?) Presse darin eine Albernheit sehen. Ja, Schlimmeres als das! „Wer die Dinge," sagt einer, „historisch betrachtet, wird sich freihalten von solchem Träumen, der wird mit Treitschke erkennen, daß die Forderung des ewigen Friedens reaktionär (?) ist von Grund aus, der wird sehen, daß mit dem Kriege alles Leben, alle Bewegung, alles Werden aus der Geschichte gestrichen werden soll. Immer sind es nur die müden, geistlosen und erschlafften Zeiten gewesen, die mit diesem Traume vom ewigen Frieden spielten" (Leipziger Neueste Nachrichten 1899, 130). Also — der Krieg ist nicht nur kein Uebel, um dessen Verhütung die Christen alle Jahrhunderte hindurch gebetet haben, sondern ein Gut, dessen unschätzbarer Wert nur den „Ewig-Waschlappigen" (ebendaselbst) nicht einleuchtet! Ich halte es für unnötig, in der Christlichen Welt darüber ein Wort zu verlieren. Nur eine Konsequenz möge die angeblich christentumfreundliche Presse bedenken. Ist der Krieg mehr als ein noch immer notwendiges Uebel, ist er ein positives Gut, so muß man auch die Ursachen, aus denen er entsteht (denn er macht sich doch nicht von selbst): Haß, Neid, Ueberhebung u. s. w.) in Schutz nehmen, und das Wort Jesu: „Selig sind die Friedfertigen" muß als ein für das Christentum à la Treitschke unpassendes gestrichen werden. G Dreydorff

**Der zehnte Evangelisch-soziale Kongreß** hat einen außerordentlich erfreulichen Verlauf gehabt. So solid und harmonisch war kaum noch eine Tagung. Reden, Diskussion, Beteiligung, Stimmung wirkten zusammen zu einem wahrhaft vollkommenen Ganzen. Wir werden dieser Tage und Schleswig-Holsteins nicht vergessen. Wer einen eigentlichen Bericht sucht, den verweisen wir auf die Chronik der Christlichen Welt; aber auch in diesen Spalten wird uns das Gebotne noch lebhaft beschäftigen. Von den Vorträgen wird der von Fräulein Dr. Windscheid in einer Spezialkonferenz gehaltne über Frauenstudium in unserm Blatte erscheinen. R

**Xenien, Sprüche und Gedanken** von Einem. Dresden, Glöß, 1899. 119 S., 1,50 Mk.

Einst ergriffen den Besen Schiller und Goethe voll Unmut,
Und vom Weizen die Spreu fegten sie brausend davon;
Ein Jahrhundert verging seit ihrer Arbeit Verrichtung,
Und es füllt sich im Land wieder ein Augiasstall!
Einer nur bin ich; doch trag ich im Wappen zwei bäurische Gabeln,
Und so mach ich mich frisch an das verdoppelte Werk:
Denn seitdem der Herrschaft der Musen entwuchsen die Deutschen,
Will die verwandelte Zeit auch ein politisches Wort.

Mit dieser Einleitung tritt gestiefelt und gespornt ein guter Kämpe auf den Plan, offenbar Max Bewer, der weithin als Bismarck-Schriftsteller bekannt ist, besonders durch seine „Grabschrift auf Bismarck." Auch von den Xenien beschäftigt sich ein guter Teil mit dem verstorbnen Fürsten. Aber interessanter für die Leser der Christlichen Welt ist, was Bewer über religiöse Fragen sagt. Ein aller Weltlichkeit entkleideter, rein geistlicher, nationaler Katholizismus erscheint ihm als das Ideal. Am Protestantismus stößt ihn die allgemeine Unsicherheit in' religiös-dogmatischen Fragen ab, wohl auch die Kraft- und Machtlosigkeit seiner kirchlichen Organisation. Kunst, Dichtung, Genie, Nietzsche, Politik, Judentum — das sind die weitern Themen, die er behandelt. In seiner nicht ganz von Prosa freien Poesie wie in seiner oft poetischen Prosa atmet ein belebender, kräftiger Geist. Die Kampfesfreudigkeit bleibt überall vornehm, auf ethischer, religiöser und nationaler Höhe — abgesehen von den Stellen, die das Judentum bestreiten. Sie würde ich zum größten Teile lieber ungeschrieben sehen; denn sie passen mehr als „Schlager" in das wüste Treiben einer Volksversammlung. Mit dieser Einschränkung und der Bemerkung, daß seine Vorschläge die Grenze der Absurdität nicht immer vermeiden, wünsche ich dem Büchlein reichen Erfolg. Wenn es auch natürlich nicht allein vermögen wird, die Versumpfung des öffentlichen Lebens zu heben, so kann es doch an dieser Aufgabe Mancherlei mithelfen. Stephan

**Neue Lieder fürs Volk**, zusammengestellt von Dr. Ludwig Jakobowski. M. Liemann, Berlin C 25. 160 S. Das Büchlein hat Taschenformat, gesucht simplen Druck, Zeitungspapier, einzelne hübsche Bildchen und Leisten von dem Radierer H. Hirzel. Es entstand auf genau dieselbe Weise, aus genau denselben Erwägungen wie einst Martin Rades Lutherbiographie, als Konkurrenzunternehmen gegen die Hintertreppen- und Schundromankolportagelitteratur. Jakobowski, der rührige Herausgeber der „Gesellschaft," erfuhr gelegentlich, daß eine Sammlung von etwa zwei Dutzend der eben in Schwang und Mode befindlichen Großstadtgassenhauern („Komm, Karline, komm" u. a.) in ganz kurzer Zeit in der Höhe von etwa anderthalb Millionen, das Stück 10 Pfennige, durch Kolporteure vertrieben worden waren. So faßte er den Plan, dieser schlechtesten aller Poesien mit dem Besten, was von den neuern Dichtern an volkstümlichen Liedern gesungen wurde, das Paroli zu bieten. Darum das eigentümliche Gewand des Werkchens und sein überraschend billiger Preis. Es sind 290 Gedichte von 145 Dichtern, bekannten und unbekanntern aller Richtungen. Die überwiegende Mehrzahl hat lyrischen Charakter, der Rest sind patriotische, balladenartige, religiöse, Naturlieder. Man ist erstaunt über die Fülle der guten volksliedmäßigen Gedichte, die die neuern Dichter hervorgebracht haben. Die Sammlung verfolgt keine Nebentendenz außer der einen schon vorhin angegebnen. Und darum verdient sie die allerwärmste Unterstützung auch gerade seitens der evangelischen Geistlichen. Sie sollten nichts mehr und nichts weniger thun als die unter ihrem Einfluß stehenden Kolporteure veranlassen, das Büchlein fleißig zu vertreiben. Auch der frömmste Mensch lebt nicht von Erbauungslitteratur allein. Und manchmal erbaut ein frisches, frohes Lied noch mehr als diese. Jedenfalls bitte ich dringend, daß die Herren Kollegen im Amt sich das Büchlein für 15 Pfennige von dem oben genannten Verleger kommen lassen und seinen Inhalt prüfen. Ich bin gewiß, sehr Viele werden dem obigen Vorschlage zu entsprechen gern bereit sein. Die Bezugsbedingungen sind: ein Stück 10 Pfge, hundert Stück 7 Mk., tausend Stück 60 Mk. Göhre

## Quittung

Für den tapferen Katholiken (vgl. Nr. 15): 85 Mk. gesammelt von dem Verlag der „Kirche" in Baden; 15 von drei Protestanten in Quedlinburg; 10 von F Sch, Durlach; je 5 von F P, Bremerhaven; A, Tübingen; L, Düren; Sch, Heinsheim; C H, Riga; je 3 von H H, Heidelberg; P Sch, Weinheim; St, Meimsheim; 2,55 von M G, Utrecht; je 2 von M, G; B, Frankenstein; je 1 von B, Friedersdorf; H in R.

Für Armenien: 10 Mk. von F G, Dorfhain; 4 von den evangelischen Schulkindern in Libin und Vlihov in Böhmen; 2 aus der Gemeinde Großalsdorf.

Für das notwendige Liebeswerk: 974 Mk. 50 Pfge vom Frankfurter armenischen Notstandskomitee durch Pf. F.

Für die Evangelischen in Oesterreich: 5,30 Mk. von siebzehn Konfirmanden in Großalsdorf.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.


# Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

### Freunde der Christlichen Welt

**Frankfurt a. M.:** Montag, den 5. Juni, 4 Uhr, Rosenau, Die Irvingianer. — Bericht über den Kieler Kongreß.

**Magdeburg:** Monatsversammlung, Mittwoch den 7. Juni, nachmittags 3 Uhr, Hasselbachstr. 1. Wuthe: Die bleibende Bedeutung des neutestamentlichen Kanons für die Kirche. (Vortrag von Theodor Zahn. Leipzig, Deichert. 61 S. 0,90 Mk. Vgl. Christl. Welt Nr. 3: Lutherisch).

### Chronik der Christlichen Welt

9. Jahrgang. Vierteljährlich 1.50 Mk. Postnummer 1600
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen.

**Nr. 21.** Deutsche Evangelische Landeskirchen: Ueber die Berliner Kirchennot; Der Entwurf eines Gesangbuches für Sachsen-Altenburg — Römische Kirche: Professor Schell; Von der evangelischen Bewegung in Oesterreich — Vermischte Nachrichten: Karfreitagsgesetz; Uebertritt der Herzogin Jutta; Wislicenus' Leichenfeier; Konservative und Ultramontane; Religionswissenschaftlicher Kongreß in Paris; Mitteilungen aus der Rev. Chrét. — Personalien

Soeben sind erschienen:

**Die rechtliche Stellung der Frau** nach dem Bürg. Ges.-Buch. Vortrag im Göttinger Frauenverein von Wirkl. Geh. Rat, Prof. Dr. **G. Planck**, Exc. 2. Aufl. 60 Pf.

**Freiheit!** Von **H. Bauer**, Direktor des Päd. in Niesky. (Flugschriften an die d. Studenten, 4. Heft.) 60 Pf.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

**Ein prächtiger Junge!**
Gott sei Lob und Dank!
St. Johannisberg b. Kirn a. d. Nahe, 23. Mai 1899.
Pfarrer Lic. J. **Jüngst** und **Frau Klara** geb. **Reusch.**

---

**Predigtamtskandidat,** im Predigen geübt, sucht zum 1. September Stellung als Hilfsprediger, Vikar oder dergleichen, am liebsten im Auslande. Anfragen unter **L K** an die Expedition der Zeitung erbeten.

---

Vorzügl. Material zu Vorträgen.

**Im Garten Gottes**
v. Senior D. Dr. **Bärwinkel.**

Inhalt: 1. Ueber den religiösen Wert von Fritz Reuters „Ut min Stromtid." 2. Emanuel Geibel, ein Prophet des deutschen Volkes. 3. Die kulturgeschichtliche Bedeutung von Gustav Freytags Roman „Soll und Haben." 4. Winfried Bonifacius u. Gustav Freytags „Ingraban." 5. Carl Gerok, ein Prediger und Dichter von Gottes Gnaden. 6. Die Matthäus-Passion von Joh. Seb. Bach und das Oberammergauer Passionsspiel. 7. Gustav Adolf in der Geschichte und im Devrientschen Volksschauspiel.

**Geheftet 3 Mk. Gebunden 4 Mk.**
**Carl Villaret, Erfurt.**

---

Erholungsb. Frl. (gepr. Lehrerin) bittet um Aufnahme in ein christl. Haus im wald. Erzgeb., überhaupt in schöner, gesunder Gegend. Sie wünscht sich dabei im Haushalt zu bethätigen und würde auch die Schularb. d. Kinder überw., in Musik unterrichten, gern mit einer erwachs. Tochter gemeinschaftlich musizieren (ohne gegenseitige Vergütung). Briefe erbeten an die Redaktion d. Bl.

---

**Ein französischer Student der Theologie sucht eine Hauslehrerstelle in Deutschland für die** Monate August, September und Oktober. Refer. Prof. Ménégoz, 83 Boulev. Arago, Paris.

---

**Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.**

**EMMER**
**Pianinos** 450 Mk. an,
**Flügel** 10jähr. Gar.
**Harmoniums** 95 Mark an.
Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.
**Fabrik W. Emmer, Berlin,**
**Seydelstrasse 20.**
☛ Die Herren Pastoren und Lehrer haben Ausnahmepreise.

---

**Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)**
**in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.**

In meinem Verlage erscheint:

## Theologische Rundschau

in Verbindung mit vielen Fachgenossen
herausgegeben von
**D. W. Bousset,**
Professor in Göttingen.

Preis des Jahrgangs von 12 Heften M. 6.—.

Die Theologische Rundschau will rasch und sicher über die wichtigsten Erscheinungen aus dem Gebiet der Theologie und der verwandten Disciplinen orientieren und Auskunft über die Fortschritte in den einzelnen Zweigen geben.

Eine wesentliche Bereicherung hat sie mit dem neuen Jahrgang dadurch erfahren, dass eine **Abteilung mit Bibliographie** beigegeben ist, welche vierteljährlich erscheint und eine vollständige Uebersicht über die neueste wissenschaftliche theologische Litteratur des In- und Auslandes, einschliesslich der einschlägigen Zeitschriften-Artikel enthält. Aus der erbaulichen Litteratur wird die wertvollere protestantische Predigt- und Erbauungslitteratur verzeichnet.

Dadurch hat die Theologische Rundschau namentlich auch für die Herren Fachgelehrten ein erhöhtes Interesse gewonnen.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

---

**Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.**

**Goebel**, Prof. D. S., **Johannes der Täufer**, Dichtung und Wahrheit. Ein Vortrag. 40 Pf.
**Zöckler**, Professor D. O., **Paulus**, der Apostel Jesu Christi. 1,40 M. (Handreichg. z. Vertiefg. christl. Erkenntnis. V. Heft.)
**Hesse**, Adolf, **Choralbuch für ev. Kirchen.** Mit Vorspielen. Vollständig umgearb. von H. G. Emil Niemeyer. 2., **vielf. verb. Aufl.** 5 M., geb. 6 M.
**Lechler**, Prälat D. K., Gen.-Sup. a. D., **Die bibl. Lehre vom heiligen Geiste.** 4,80 M., geb. 5,60 M.
**Noesgen**, Professor D. K. F., **Geschichte der Lehre vom heiligen Geiste.** 6,40 M., geb. 7,20 M.
**Walker**, Pfr. Th., **Jesus u. das Alte Testament** in ihrer gegenseitigen Bezeugung. 1,80 M., geb. 2,40 M.
**Warneck**, Prof. D. G., **Die Mission in der Schule.** Ein Handbuch f. d. Lehrer. 8., **verb. Aufl.** 2 M., geb. 2,50 M. Mit Heilmanns Missionskarte 2,70 M., geb. 3,20 M.
**Schäfer**, D. Th., **Die Innere Mission in der Schule.** Ein Handbuch für den Lehrer. **4. Aufl.** 2,40 M., geb. 3 M.

---

**Kunstwart**

**Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, Bildende u. angew. Künste**
Jährlich 24 Hefte à 32 Seiten
in vornehmer Ausstattung. Mit Bildern und Notenbeilagen.
Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Welch eine Fülle von Urteil und Kunstsinn, welch ein vortreffliches und umfassendes Bild des schöngeistigen Lebens eines ganzen Jahres, und das Ganze für einen wahrhaft lächerlichen Preis! **Tägl. Rundschau, Berlin.**

Ein herrliches Stück Arbeit hat das Blatt in seinem ersten Jahrzehnt geleistet, ein Stück Arbeit, das der Geschichtsschreiber unseres deutschen Kunst- und Geisteslebens warm zu würdigen hat.
**Deutsche Tageszeitung, Berlin.**

„In der That wiegt der einzige Kunstwart mehr wie der ganze übrige Haufen von ästhetischen, litterarischen und Kunstzeitschriften."
**Univ.-Prof. Max Koch, Breslau.**

„Unter den litterarischen Zeitschriften ersten Ranges befindet sich eine einzigartige, welche jenseits und in gewisser Beziehung sogar über der Konkurrenz steht: Der Kunstwart."
**Deutsche Zeitung, Wien.**

**Abonnementspreis M. 2.50 f. d. Vierteljahr**
bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung
**Georg D. W. Callwey, München.**

---

**NEU!**

Es ist noch wenig bekannt, dass ein Jeder auf einer **Mundharmonika ohne Notenkenntnisse** die schönsten Lieder, Tänze etc. künstlerisch zum Vortrag bringen kann. **In einer Stunde erlernbar** ohne Lehrer. Eine **hochelegante Concert-Mundharmonika** mit klangvollen Glocken-Metallstimmen in eleganten Etuis verpackt, nebst **Schule zum Selbstunterricht** kostet bei vorheriger Einsendung in Briefmarken nur

**1 Mk. 75 Pf.**

franco. Nachnahme 35 Pf. teurer.
Man adressire an:
**Norddeutsches Musik-Versandhaus**
**Rostock,** Otto-Strasse 19.

**NEU!**

---

In meinem
**Familienpensionat**
finden noch einige junge Mädchen Aufnahme zu wissenschaftl. Weiterbildung, Erlernung von Sprachen, des Haushalts und feiner Handarbeiten. Zimmer für Erholungsbedürftige.
Frau verw. Oberpfarrer
**Naumann**, geb. Ahlfeld,
Schwarzenberg i. Erzgeb., Sachs.

---

**Neue Bücher**
aus Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart.

**James, Der Wille zum Glauben.** 216 S. Brosch. M. 3.—.
**Bender, Entstehung der Weltanschauungen im griech. Altertum.** 296 S. Brosch. M. 4.—.
**Paulsen, Kant.** 2. Aufl. 420 S. Brosch. M. 4.—. Geb. M. 4.75.
**Siebeck, Aristoteles.** 144 Seiten. Brosch. M. 1.75. Geb. M. 2.25.
**Jentsch, Rodbertus.** 259 Seiten. Brosch. M. 3.—. Geb. M. 3.80.
**Mülberger, Proudhon.** 248 S. Brosch. M. 2.80. Geb. M. 3.60.
**Gobineau, Ungleichheit der Menschenracen.** Uebers. v. Schemann. Band I. 324 S. Brosch. M. 3.50. Geb. M. 4.50.
„ II. 388 S. Brosch. M. 4.20. Geb. M. 5.20.

---

**Gebr. Stoffregen, Hannover**
im evangelischen Vereinshause
empfehlen alle Arten
**Paramente u. Kirchengeräte**
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
**Talare, Baretts und Bäffchen**
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

---

Bei angemessener freier Behandlung
**Alkohol-Entziehungskur**
**Rittergut Niendorf am Schallsee** b. Ratzeburg i. Lbg.
**Prospect frei.**

---

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Leipzig, Querstr. 21. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

☛ **Hierzu eine Beilage der Firma R. v. Hünersdorff Nachf. in Stuttgart.** ☚